



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Presented
by Pro



7

Author:

Christian August Vulpius

1762 - 1827

Goethe's brother-in-law

Fiedler

J

6190

Digitized by Google

Romantische Blätter.

Non avea pur natura ivi dipinto,

Ma di fovita di mille odori

Vi faceva un incognito in distinto.

DANTE.

Leipzig,
bey Friedrich Gottbold Jacobäer.

1798.





An die Leser.

Diese Blätter — möge sie das sanfteste
Wostlüftchen dir, liebeß Publikum, zu-
führen! — die zerstreut um mich herlagen,
und die ich sammelte, übergebe ich der lie-
ben Lesewelt, in eben der Absicht, in der man
etwa seinen starkgesättigten Gästen noch ei-
nige Schaaln mit leichten Zucker - Gem-
men u. vorsezt. Ich denke mir also Leser,

die

die von sehr vieltheiligen Romanen wohl
gesättiget, sich nun nach einer kleinen Nach-
speise umsehen, und für diese ist die kleine
Schüssel auf die große allgemeine Tafel der
Lektüre gesetzt worden. Möge sie kein bloßes
Schaugericht bleiben!

W. den 16 Okt. 1797.

I.

Rinaldo und Serena.

Eine Erzählung.

In Portugal hatte Alfons VI. den von seinem Vater erkämpften Thron bestiegen, um, wie wir wissen, von seinem Bruder Don Pedro (im Jahr 1668) entthront zu werden. — Alfons war ein schwacher, halb blödsinniger Mensch, der von seiner Gemalin Maria von Savolen, nicht einmal vor einen Mann erkannt wurde. Er wurde abgesetzt, von seiner Gemalin vorher geschieden, und endlich auf die Insel Terzera in gefängliche Haft gebracht.

Don Pedro bestieg den Thron, und vermählte sich mit der geschiedenen Frau seines Bruders, die er schon vorher geliebt, und von ihr wechselseitige Zeugnisse der Zärtlichkeit erhalten hatte.

Diese Verbindung war nicht so ganz glücklich als sie vollzogen war, wie man sich dieselbe gedacht hatte. Die Königin gebar eine Tochter, und wurde ihrem Gemal stündlich gleichgültiger.

Zwar entzog er ihr die äußerliche Achtung nie, aber seine Liebe hatte sie verloren, und Pedro bleng andern zärtlichen Verbindungen hier und dort nach.

Im Jahr 1683 starb endlich die gute Königin, die eine andere Liebe suchte, aber nur einen andern König fand, und der König war darauf bedacht, sich zum zweitenmal zu vermählen. Man suchte eine Braut für ihn, und fand sie endlich in der Person einer deutschen Prinzessin von Pfalz-Neuburg, seiner nachherigen Gemalin.

Um diese Zeit kam der Held dieser Erzählung, Don Rinaldo, nach Lissabon.

Er war der fünfte Sohn des Marques Algaro, der zu Goa als Obrister lebte, und den Letztgeborenen seines Hauses zu seinem Bruder nach Lissabon sendete, wo ihn derselbe, wie er hoffte, versorgen sollte.

Rinaldo's Onkel, Don Antonio, war eben nicht reich, aber doch auch nicht unbemittelt,
und

und lebte, unvermält, als Rath des Königs, bei Hofe in großem Ansehen.

Antonio empfing seinen Neffen sehr freundlich, stellte ihn dem König vor, und erhielt von demselben die Versicherung, für den jungen Mann zu sorgen, dessen Aeußeres ihm wohlgefiel. — In der That war auch Rinaldo ein Jüngling von einnehmender Gesichtsbildung, wohlge wachsen, und von gutem Ansehen. Sein Onkel machte noch nebenher, sobald er seinen Neffen sah, sogleich Rechnung auf diese Figur, und hoffte dieselbe leicht mit dem Vermögen einer angesehenen Dame verbinden zu können. Er machte ihm daraus kein Geheimniß.

„Vetter! — sagte er eines Tages zu ihm — du weißt, wie deine Familien-Angelegenheiten stehen. Du bist der fünfte Sohn eines Vaters ohne Vermögen. Ich selbst bin nicht reich. Aber ich hoffe, deine Figur soll dir eine reiche Heurath schenken, und dir auf der andern Seite geben, was das Glück dir partheilich auf der einen Seite verweigerte. — Die Geschenke der Natur sind ein Kapital, mit welchem man so interessirt wie möglich, wuchern muß. Wenn

du also keinen Vorthell verstehst, so wirst du beherzigen, was ich dir gesagt habe.“

Rinaldo versicherte vor der Hand seinem Onkel, er werde seinen Rathschlägen pünktlich Folge leisten.

Mit dieser Erklärung war Antonio sehr zufrieden, und machte seinem Vetter das Compliment, sein Kopf sey in eben so guter Ordnung, als seine Figur.

Der zweite Bruder des Obristen Algaro war Abt eines Klosters, welches am Fuße der Gebirge bei Matamorosqua lag. Diesen zweiten Onkel zu besuchen, machte Rinaldo, selbst auf Antonio's Anrathen, eine Reise nach dem Kloster, und wurde von dem Abt sehr freundschaftlich aufgenommen. Der Onkel war erfreut, seinen Neffen bei sich zu sehen, und suchte ihm die Zeit seines Aufenthaltes in dem Kloster, so angenehm, wie es gehen wollte, zu verkürzen.

Das Kloster lag sehr angenehm, und Rinaldo, für die Schönheiten der Natur sehr empfänglich gestimmt,

gestimmt, fand seinen Aufenthalt in dieser schönen Gegend sehr angenehm.

Er machte Spaziergänge in der Gegend herum und verweilte oft halbe Tage lang in den Bergen.

Der Abt freute sich, daß es seinem Better bei ihm und in seiner Gegend so wohl gefiel, und that endlich demselben den Vorschlag, so lange bei ihm zu bleiben, bis es dem Onkel Antonio gelungen seyn würde, die Versorgung für ihn zu erhalten, die ihm der König versprochen hatte. — Dieses Anerbieten nahm Rinaldo mit Vergnügen an, und dehnte nun seine kleinen Wanderungen in der Gegend umher weiter aus, so, daß er oft einige Tage außerhalb dem Kloster zubrachte. — Das wurde man nach und nach gewohnt, und niemand bekümmerte sich weiter um die Wege, die er zu seiner Unterhaltung einschlug.

Eines Abends kam Rinaldo über das Gebirge, und eilte dem Kloster zu, um es noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Die Sonne war schon untergegangen; die Vögel suchten ihre Nester, und in der Gegend runderum wurde es immer stiller. Nur die Abendstiegen schwärmten noch summend durch einander umher, und suchten ihre Abendstige.

Rinaldo wurde einem, ihm noch unbekanntem, Fußweg gewahr, der, wie er bei sich selbst berechnete, nach der Gegend zu urtheilen, in der er sich befand, ihn näher zu dem Kloster führen mußte, und schlug denselben, ohne langes Besinnen, ein. — Der Fußweg führte an dem Berge hinauf, über einen schönbegrüntem Hügel, in ein kleines, engbegrenztes, angenehmes Thal. In demselben lag, mit einem Garten umgeben, ein niedliches Haus, das keinem schlechten Landbauer zu gehören schien.

„Wer mag dieses Haus bewohnen? — sprach Rinaldo bei sich selbst, und blieb auf der Anhöhe stehen. — Wer mag sich in dieses kleine, reizende Thal, so entfernt von Menschen, verborgen haben?“

Nach einem kurzen Nachdenken entschloß er sich, die Bekanntschaft des Besitzers dieses Hauses, als ein verirrter Wanderer, zu machen, und eilte hinab, auf dasselbe zu.

Er

Er nahte sich dem Garten. Seine Gegenwart wurde von Hunden gewittert, die sogleich ihre wachsamten Stimmen erhoben.

Das Haus lag ganz in der Mitte des Gartens, und nur durch denselben konnte man in die Wohnung gelangen. — Rinaldo suchte einen Eingang, und fand eine Thür, an welcher er durch Anklopfen sein Daseyn verkündigte. — Die Hunde wurden lauter. Kein Mensch ließ sich blicken. — Er klopfte stärker; die Hunde lärmten noch mehr.

Endlich vernahm er eine weibliche Stimme, die den Kläffern Ruhe gebot. Dann hörte er schnelle Fußtritte durch den Garten, und die Thür wurde aufgeriegelt.

Ein artiges, ländlich gekleidetes Mädchen stand vor ihm, in der Thür, schien betroffen zu seyn, und fragte mit stotternder Stimme:

„Was befehlt?“

„Ein Reisender, der sich verirrt hat, — antwortete Rinaldo; — bittet um ein Nachtquartier.“

„Hier ist kein Wirthshaus;“ — entgegnete das Mädchen sehr schnell.

„Aber es wohnen doch Menschen hier, — fuhr Rinaldo fort; — und diese werden gewiß einem müden Wanderer seine Bitte nicht abschlagen. Ich bitte ein schönes Mädchen, das vor mir steht, bei dem Besitzer des Hauses eine Vorbitte für mich einzulegen. Ich bin sehr müde, und kann mich kaum noch auf den Füßen halten.“

Das Mädchen sah ihn mit zweifelhaften Blicken sehr genau an. Endlich fragte sie:

„Wer seyd Ihr?“

„Ein Edelmann von so gutem Adel, als es in diesem Königreiche einen giebt.“

„Ein Edelmann? und reisest zu Fuße?“

„Aus Laune.“

„Hm! — Euer Name?“

„Rinaldo Alvaro.“

„So? — Wir haben wahrhaftig kein Quartier für Reisende! Geht nur eine Stunde weiter.“ —

„Ich kann nicht. — Wenn Ihr mich nicht aufnehmen wollt, so muß ich, ohne Speise und Trank, hier vor dem Garten, im Freien, übernachten.“

„Essen

„Essen und Trinken sollt Ihr wohl bekommen, aber einlassen darf ich Euch wahrhaftig nicht! so gern ich auch wollte, wenn es bei mir stünd. Aber —“

„Wer wohnt hier?“

„Ich will bei meiner Herrschaft anfragen, und Euch Antwort sagen.“

Sie schlug die Thür zu, schob den Kiesel vor und gieng fort.

Rinaldo warf sich unter einen Baum, die Antwort zu erwarten, festentschlossen, ohne die Bekanntschaft des Besitzers des Hauses zu machen, nicht vom Platze zu gehen.

Das Mädchen ließ ihn nicht lange warten. Sie kam wieder an die Thür, öfnete aber dieselbe nicht.

„Seyd Ihr noch da?“ — fragte sie hinter der Thür.

„Da bin ich;“ — antwortete Rinaldo, und sprang auf.

„Meine Herrschaft läßt Euch wissen, — fuhr sie fort; — daß Ihr kein Nachtquartier hier erhalten könnt. Ihr müßt weiter gehen.“

Ohne seine Antwort zu erwarten, ließ sie, wie Rinaldo ganz deutlich hören konnte, eilig davon.

Rinaldo, den dieser Bescheid mächtig verdross, hatte nun weiter nichts vor sich, als den Weg nach dem Kloster. Diesen schlug er nun auch ein, aber mißvergnügt und festentschlossen, die Bekanntschaft des Besitzers der Wohnung, vor der man ihn so schön abgewiesen hatte, ein andermal zu machen, es möchte ihm auch noch so viel Zubringlichkeit kosten.

Mit diesem Vorsatz eilte er davon, und kam nach einer kleinen Stunde auf den alten, ihm schon bekannten Weg, der rechts über das Gebirge noch dem Kloster führte.

Hier war er kaum zwanzig Schritte gegangen, als er Hufschlag vernahm.

Der Weg war keine Landstraße, führte auch über die Berge zu keinem nahhaften Orte, daher tönte ihm der Hufschlag gar sonderbar in die Ohren. — Er lauschte, und überzeugte sich, daß er gut gehört hatte. Der Hufschlag kam immer näher.

Rinaldo sah sich nach einer Retirade um, erblickte einen Baum, resolvirte sich kurz, und stieg hinauf.

Er hatte sich auf dem Baume kaum festgesetzt, als er sich seinem Aufenthalte drei Meuter nähern

nähern sah. Sie waren alle in Mäntel verhüllt, ritten stillschweigend an dem Baume vorbei, und nahmen ihren Weg auf den Fußsteig zu, welcher zu der einsamen Wohnung führte, wo man unserm Wanderer eine Nachtherberge versagt hatte.

Das machte ihn bedenklich.

Als ihm die Reiter aus den Augen waren, verließ er den Baum, und setzte seinen Stab weiter fort.

„Wenn ich es recht überlege, — sprach er im Gehen bei sich selbst; — so kann ich nichts anderes vermuthen, als daß jenes einsam liegende Haus etwa der Aufenthalt einer Räuberbande ist, die dort ihre Niederlage hat.“

Alles schien seinen Argwohn zu bekräftigen. Dennoch aber war er entschlossen, das Innere und die Besitzer jener Wohnung, so bald wie möglich, genauer kennen zu lernen.

Er eilte dem Kloster zu, wo die Mönche schon alle sich zur Ruhe begaben hatten, als er daselbst ankam.

Rinaldo rechnete schlechterdings auf ein Abenteuer, welches bei der bekannten Wohnung zu bestehen seyn möchte, und deshalb blieb er auch bei seinem Vorsatz, sich näher um die Bewohner jenes Hauses zu bekümmern, wo man ihm, was er nicht vergessen konnte, Eintritt und Herberge versagt hatte. — Deshalb machte er sich, zwei Tage nach jenem Vorfall, wieder dahin auf den Weg, gieng mit Tagesanbruch auf seine Entdeckungswanderung aus, und versah sich mit Gewehr.

Er kam an den Baum, auf welchem er die Reuter und ihren Weg beobachtet hatte. Er näherte sich demselben und fand Buchstaben in seine Rinde eingeschnitten, ein S und ein P. Er nahm sein Messer und grub ein R dazu in den Baum.

Nun gieng er weiter.

Je näher er dem bekannten Hause kam, je stärker klopfte ihm, er wußte selbst nicht warum, das Herz.

Jetzt näherte er sich der Gartenthür und fand dieselbe angelehnt, halb geöffnet. Ohne sich lange zu bedenken, erweiterte er die Oefnung, und gieng
in

in den Garten. Rechts war eine dichtverwach-
sene Laube. Sie war leer. Er gieng hinein.

Raum war er in der Laube, als er außers-
halb dem Garten Fußritte vernahm. Er drängte
sich in eine Ecke und versteckte sich hinter das Busch-
werk, doch so, daß er, ohne selbst gesehen zu wer-
den, sehen konnte, was um ihn herum vorgieng.
Da sah er denn das bekannte Mädchen, mit der
er vor drei Tagen gesprochen hatte. Sie kam
durch die Gartenthür und trug einen Wasserkrug,
den sie außerhalb gefüllt zu haben schien, in dem
linken Arme. Mit der rechten Hand schlug sie
die Gartenthür zu, schob den Riegel vor, und
gieng, ohne weder links noch rechts zu sehen, den
Berg hinauf, nach dem Hause zu.

Rinaldo sah ihr nach. Sie gieng in das
Haus, welches, wie er jetzt sah, mit einem um-
mauerten Hofe umgeben war, und schloß die Thür
hinter sich zu.

„Man verwahrt sich hier stark!“ — sagte
Rinaldo bei sich selbst, und sah sich nun in der
Laube genauer um.

Er fand ein Papier, in welches etwas
Rundes von Gestalt gewickelt gewesen seyn mußte.

Von

Von innen war es beschrieben. Er las folgende Zeilen:

Toda a minna alina
Se abraza amante:
A cada instante
Morendo esta,
Esta morendo! *)

„Wie nachlässig man mit dergleichen zärtlichen Erklärungen hier umgeht!“ — sagte er bei sich selbst, und steckte das Papier zu sich.

Hierauf trat er aus der Laube, sah sich um, und fand den Garten ziemlich ländlich. — Einige Schritte weiter hin, nach dem Hause zu, war links eine zweite Laube angelegt und mit Rosenstöcken umpflanzt, die eben in voller Blüte standen. — Weiter hinauf, rechts, stand eine dritte Laube, mit Jesminn ziemlich dicht umgeben. Beide Lauben waren leer.

Rinaldo schlich sich an der Mauer des Hofes hin, der das Haus umgab, auf die andere Seite des Gartens, und fand auch hier, wie auf jener Seite,

*) „Meine ganze Seele ergreift der Liebe Feuer. — Jeden Augenblick drohet es, sie zu verzehren.“

Selte, drei Lauben. Im Garten regte sich, außer ihm, keine lebende Seele.

Um auf jeden Fall den Rücken frei zu haben, gleng er wieder nach der Thür zurück, durch welche er in den Garten gekommen war, und legte sich hinter der dichten Laube, in welcher er das Papier fand, in das hohe Gras, überlegend und nachdenkend, was jetzt wohl zu beginnen sey.

Er lag hier nicht lange, als er ein kleines Geräusch vernahm. Er lauschte und hörte menschliche Fußtritte von dem Hause herauf nach der Laube zu kommen. Bald vernahm er einen lauten Seufzer, und eine Person nahm Platz in der Laube. Die Dichtigkeit des Gebüsches verwehrte ihm das Wesen selbst zu sehen, das, ihm so nahe, sich jetzt in der Laube befand.

Bald vernahm er die Töne einer Guitarre, und den Gesang einer weiblichen Stimme in diese Töne. Sie sang:

Freiheit ist des Lebens Seele,
 Schenkt der Liebe Muth und Kraft.
 Wehe mir, daß ich verhehle,
 Was mir Lust und Freude schafft!

Glücklich wer in freier Liebe
 Wandelt an des Lieben Hand!
 Glücklich wen die holde Liebe
 Nicht mit Sklavensekeln band!

Freie Liebe wandelt heiter,
 Ach! wohl noch einmal so schön!
 Auf dem Lebenspfade weiter,
 Zu der Freude Rosenhöhn.

Doch verborgen und verschlossen
 Kränkelt jede Freude hin.
 Liebe wird nur halb genossen,
 Drückt sie Kett' und Sklavenschn.

Freiheit ist des Lebens Seele,
 Schenkt der Liebe Muth und Kraft.
 Wehe mir, daß ich verhehle,
 Was mir Lust und Freude schafft.

Die Sängerin senkte tief auf, und
 schwieg. — Rinaldo vernahm eine Bewe-
 gung, und hörte deutlich, daß die Dame die
 Laube verließ.

Als

Als er ihre Fußtritte nicht mehr hörte, erhob er sich von der Erde, lauschte, trat der Laube näher, und blickte endlich hinein. Sie war leer. Die Guitarre lag auf der Bank, und die Sängerin war verschwunden. Seine Blicke suchten sie rundherum vergebens. Er wußte nicht, wohin sie verschwunden war.

Was war zu thun? — Er sann nach, riß endlich ein Pergamentblatt aus seiner Schreibe-
tafel, und schrieb mit Bleystift darauf:

Meine Augen, ach! beneiden
Meiner Ohren süßes Glück.
Singen hört' ich Dich von weitem,
Doch umsonst sucht Dich mein Blick.

Er legte das Blatt neben die Guitarre, entfernte sich, und verbarg sich wieder hinter die Laube ins Gras. Hier lag und lauschte er lange. Endlich vernahm er wieder Fußtritte. Ohne Zweifel war es die Sängerin, die wieder nach der Laube zu kam. Er hörte daß sie in die Laube trat, und bald darauf vernahm er von ihrer Stimme den Ausruf:

„Was ist das?“

Wir, die wir vor und hinter die Laube sehen können, wollen den Lesern nur sagen, daß die Donna das Pergamentblatt gefunden und die Verse gelesen hatte, als sie ausrufte: Was ist das?

Sie trat aus der Laube; sie sah sich allenthalben um, warf ihre Augen wieder, auf die Verse, und wußte nicht, was sie denken und sagen sollte.

Rinaldo's Herz klopfte wie ein Hammer.

Die erstaunte Donna kam endlich zu sich, las die Verse noch ein paarmal, und schien sich ganz gefaßt zu haben, als sie mit lauter Stimme fragte:

„Ist jemand hier?“

Rinaldo getraute sich nicht zu antworten. Sein Herz klopfte noch heftiger.

Die Sängerin wiederholte ihre Frage, und Rinaldo wagte es endlich, sich zu erheben und hervorzutreten.

Sie erblickte ihn, und fuhr heftig zusammen.
— Er neigte sich ehrerbietig und stillschweigend.

Ihre Verlegenheit wurde äußerst sichtbar und ängstlich blickte sie bald den schönen Unbekannten

an,

an, bald sah sie nach dem Hause. — Endlich winkte sie ihm mit zitternder Hand in die Laube zu treten. Er befolgte ihren Wink. — Sie blieb am Eingange der Laube stehen, und warf ihre Blicke beständig auf das Haus. Sie schien von dorthier etwas zu befürchten.

Sie sahen einander an, und wagten es nicht zu sprechen. In ihren Blicken las man deutlich eine gewisse Aengstlichkeit, in den seinigen ein süßes, in feuriges Anschauen verlorntes Staunen. Und, in der That, das war unserm Freunde zu vergeben!

Er stand ein paar schwarzen Augen gegenüber, die der Sammelplatz des feurigsten Verlangens, der Mittelpunkt der zärtlichsten Reize waren. Eine blendend weiße Perlenschnur von Zähnen blickte durch korallene Lippen, und ein voller Busen arbeitete sichtbar im äppigsten Umfresse, ihm gegenüber, sich unter dem leichten Flor empor, der es nicht wagen konnte, ihn zärtlichen Blicken zu entziehen. — Die Schöne war in die Tracht eines Bauermädchens gekleidet, aber ihre Kleidungsstücke schienen mehr eine nachahmende Maske eines Frauenzimmers von

Stande, als die wirkliche Tracht einer Bäuerin zu seyn. Der Stoff derselben bestand aus auserwählten seidenen Zeugen, und der feinste Flor und die kostbarsten Spitzen waren an der Tracht verschwendet. Eine goldene, mit Edelsteinen reichlich besetzte Kette umschlang ihren Hals, und ein eben so kostbares Schaustück wiegte sich auf ihrem Busen.

Aus dem allen war nun gar leicht zu schließen, daß die Schöne, wie gesagt, mehr eine Bäuerin in der Maske, als in der That war.

Das Stillschweigen mußte endlich unterbrochen werden.

„Verzeiht, schöne Gennora! — stammelte Minalda; — daß ich es wagte“ —

„Wer seyd Ihr?“ — fragte sie mit sanfter Stimme, und sah ihm freundlich in die Augen.

Er. Ein Edelmann.

Sie. Wie kamt Ihr in diesen Garten?

Er. Eigentlich führte mich in diesen Garten der Zufall, aber mit Vorsatz kam ich hieher, herein zu gehen. Ich fand die Thür angelehnt —

Sie. Wie unvorsichtig!

Er.

Er. Ich preise diese für mich so glückliche Unvorsichtigkeit, und bin ihr den besten Dank schuldig.

Sie. Was suchtet Ihr hier?

Er. Bei Gott! das nicht, was ich gefunden habe. Ich bin weit über meine Erwartung glücklich!

Sie. Ihr suchtet also —

Er. Ach! was ich zu finden so glücklich war —

Sie. Ich bitte Euch, erklärt mir, welcher Vorsatz führte Euch hieher?

Er. Vor drei Tagen des Abends — Man wird es Euch gemeldet haben, daß damals ein Reisender, der sich verirrt hatte, hieher kam, und um ein Nachtlager bat?

Sie. Man hat mir nichts davon gesagt.

Er. Dieser Reisende war ich. — Ein Mädchen wies mich ab, und ich mußte damals weiter gehen. Aber die sonderbare Lage dieser Wohnung reizte meine Neugier, und ich kehrte heute wieder hieher zurück, die Bewohner derselben kennen zu lernen. — Hinter dieser Laube lag ich, als ich Euch sagen hörte, und als Ihr giengt,

wagte ich es, diese Verse hieher zu legen. Nun bin ich so glücklich, Euch zu sehen, und in Euch, wie ich vermuthe, die Besizerin jenes niedlichen Hauses mit Entzücken zu grüßen!

Sie. Ja! ich bewohne das Haus, aber — ich bin hier nicht Eigenthümerin. Auch bin ich —

Er. Ihr seyd vermählt?

Sie. Nein!

Er. Ihr wohnt hier bey Euren Eltern?

Sie. Nein! — Aber, die Aufsicht unter der ich stehe — — Ihr wohnt hier in der Nachbarschaft?

Er. Ich halte mich gewöhnlich ungefähr drei Stunden weit von hier, bei einem Onkel auf.

Sie. Seyd Ihr in diesem Königreiche geboren?

Er. Zu Goa.

Hier entstand eine starke Pause. — Rinaldo wagte es nicht, einige Fragen auszusprechen, die ihm auf der Zunge schwebten. — Die Donna spielte mit dem Pergamentblatte, und warf es aus einer Hand in die andere. Das Schwitzen vermehrte ihre Verlegenheit. — Endlich — und ihre Wangen wurden glühend roth; — endlich fragte sie mit stockender Stimme:

„Habt

„Habt Ihr mir noch etwas zu sagen?“

Rinaldo warf sich vor ihr nieder, ergriff seufzend ihre Hand, und drückte einen Kuß, mit bebenden Lippen, auf dieselbe.

„Sennor! steht auf;“ — sagte sie mit schwacher Stimme, und lies ihm ihre Hand.

Seine Lippen besteten sich fester auf ihre Hand. Ihr Puls klopfte heftig. — Sie entzog ihm die Hand nicht.

„Ich bitte Euch, steht auf, Sennor!“ — wiederholte sie endlich, und schien ihre Hand der seinigen entziehen zu wollen.

Er hielt sie fester, und bedeckte sie mit Küßen.

„Ach! — seufzte er endlich; — wie glücklich würde ich seyn, dürfte ich hoffen“ —

„Steht auf!“ — fiel sie ihm in die Rede, und entzog ihre Hand sanft der seinigen.

Rinaldo stieg auf, und blieb mit gesenktem Blicken vor ihr stehen.

Sie. Euer Name?

Er. Rinaldo Algaro. — Und wie nennt Ihr Euch, schönes Fräulein?

Sie. Serena.

Er. Ach, liebenswürdigste Serena! erlaube mir nur —

Sie. Um aller Heiligen willen! dort kommt meine Duenna. Verbergt Euch hinter die Laube: Ich spreche Euch wieder.

Rinaldo kroch in's Gras, auf sein altes Lager, hinter die Laube. Serena gieng der Duenna entgegen, und warf zuvor ihrem versteckten Liebhaber eine kleine Erfrischung zu, mit Camoens zu thun;

Os fermosos limoes, alli cheirando
Estao virgineas tetas imitando. *)

Ob sie damit etwas sagen, ob sie seiner Fantasie dadurch eine gewisse angenehme Beschäftigung anweisen, oder ob sie ihn mit dem Geschenk vor dem Hunger, während ihrer Entfernung, schützen wollte, das ist ungewiß.

Rinaldo hatte Zeit genug, sich den weitläufigsten Betrachtungen zu überlassen, denn es dauerte

*) Das heißt wörtlich: „Sich duftende, schöne Limonen, jungfräulichen Brästen nachahmend.“

dauerte einige Stunden, ehe er wieder etwas von der Sennora hörte, deren Zurückkunft es ängstlich erwartete.

Endlich hörte er, zu seinem größten Vergnügen, wieder Fußstritte; und bald darauf von Serenens Stimme die lieblichstnende Frage:

„Sennor Rinaldo! seyd Ihr noch da?“

Schnell sprang er auf und eilte zu der schönen Fragerin, in die Laube. — Er ergriff und küßte ihre Hand.

Serena. Wir müssen uns trennen. Ich habe nur, um hieher zurückkommen zu dürfen, vorgegeben, meine Guitarre holen zu wollen. Ich werde erwartet. Lebt wohl!

Rinaldo. Serena! soll ich Euch nicht wieder sehen?

Serena. Heute nicht.

Rinaldo. Morgen?

Serena. Morgen? — Wollt Ihr wieder hieher kommen?

Rinaldo. Wie gern! wie gern! — Erlaubt es mir Serena?

Serena. Ach, Rinaldo! aber dieses Wiedersehen —

Rinal-

Rinaldo. Dürft Ihr mich nicht wiedersehen?

Serena. Wer weiß, ob es nicht besser wär, wir sähen uns nie wieder!

Rinaldo. Ach nein! Es wird besser seyn, wir sehen uns alle Tage.

Serena. Meint Ihr? — — Ja! ich muß Euch wiedersehen! — Rinaldo! ich kann mich unmbglich in Euch irren. Ich vertraue mich einem ehrlichen Manne an. Der Zufall führte Euch hieher, sagt Ihr? Ich will glauben, ein guter Engel habe Euch abgesendet. Ich will glauben, in Euch meinen Retter zu sehen, meinen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen kann. Ach, Rinaldo! Ihr wißt es nicht, wie unglücklich ich bin! —

Rinaldo. Unglücklich?

Serena. Wollt Ihr morgen wieder hier seyn?

Rinaldo. Gewiß!

Serena. Morgen um diese Zeit will ich Euch hier erwarten. Nahe bei der Thür werde ich Eure Verse singen. Hört Ihr diese, so ruft mich bei meinem Namen, und ich öffne Euch die Thür. — Lebt wohl!

Rinal-

Rinaldo. Was darf ich mit mir nehmen?

Serena. Die Gewißheit meines Wunsches; daß ich Euch bald wieder zu sehen hoffe, und — diesen Ring, den ich Euch bitte, zu meinem Andenken zu tragen.

Er ergriff ihre Hand, küßte sie, und süßte die seinige sanft gedrückt. Sie schob ihm den Ring an den Finger und eine Thräne entfloß ihrem schönen Auge. Sie legte ihr feuchtes Auge auf seine brennende Hand, und noch einem abermaligen herzlichen Lebewohl öffnete sie ihm die Thür, und hob schnell hinter ihm den Riesegel vor.

Er eilte nach dem Kloster.

Als er hier ankam, erfuhr er, ganz unermuthet sey, während seiner Abwesenheit, man wisse nicht woher, der König, nur von zwei Weibern begleitet, in dem Kloster angekommen, habe hier gefrühstückt, und sey sogleich darauf wieder fortgeritten.

Der Abt und die Mönche zerbrachen sich schier die Köpfe mit Nachdenken, woher der König gekommen

gekommen, wo er gewesen seyn müsse, und wohin er gewollt habe. Rinaldo aber war mit seinen Gedanken bey der schönen Serena, und beschämerte sich jetzt um keinen König in der Welt. Die Nacht schlich ihm viel zu langsam herbei, und die Sonne zögerte bis zu ihrer Wiederkehr, wie er glaubte, diesmal länger als gewöhnlich.

Sobald er seine Zeit ersah, machte er sich den folgenden Tag auf den Weg, und eilte seinem Angelsterne auf dem bekannten Wege zu.

Er kam bei der Gartenthür an, und hörte auch gar deutlich schon seine bekannten Verse, von der bekannten Stimme singen. — Er hustete. Der Gesang hörte auf. Er sprach:

„Serena! Rinaldo ist da.“

und der Kiegel wurde zurückgezogen. Die Thür gieng auf, und Serena stand vor ihm. Sie winkte ihm bedeutend zu, schob den Kiegel wieder vor, und Rinaldo eilte, der Pantomime und des erhaltenen Winkes gemäß, in die Laube. Sie kam ihm nach, und nahm ihre Stellung am Eingange der Laube, wie gestern.

Sie.

Sie. Verrent es Euch etwa, Wort gehalten zu haben?

Er. Wie kommt Ihr auf diese Frage? — Ich bin glücklich, daß es Euch gefallen hat, Wort zu halten. Seht Ihr es auch gern, daß ich gekommen, daß ich da bin?

Sie. Gewiß Arnaldo! recht herzlich gern.

Er. Ist es möglich!

Sie. Deuret meine Offenherzigkeit nicht übel. Ach! es thut so wohl, aufrechtig seyn zu dürfen! Mir war dies schon längst nicht mehr erlaubt. Jetzt mache ich mich dieses Zwanges los. Aber ich bitte Euch nochmals, legt mir nichts übel aus! — Mein Herz sagt mir, ich kann mich in Euch nicht betrügen. Ihr seyd ein guter, ein edler Mann. Ich habe nichts von Euch zu fürchten. Nicht wahr?

Er. O liebenwürdiges Fräulein! Mein Blut und mein Leben soll Euch beweisen —

Sie. So arg wird es wohl nicht werden. Ich verlange nichts von Euch, als freundschaftliche Theilnahme an meinem Schicksal.

Er. Rechnet ganz auf mich, und schenkt mir Euer Vertrauen. — Wonach blickt Ihr aber immer so ängstlich?

Sie.

Sie. Wir sind nicht ganz sicher. Wenn man uns hier beisammen anträf, wären wir beide verloren. Wenigstens würde ich das Opfer meiner Unvorsichtigkeit werden.

Er. Ich soll Euch doch nicht schon wieder verlassen?

Sie. Nicht auf gar lange Zeit.

Er. Wie meint Ihr das? Ich verstehe Euch nicht.

Sie. Folgt mir, und fürchtet nichts.

Sie führte ihn hinter die Laube, auf einem rund mit Büschen umsetzten Platz, nahm ihn bei der Hand, und öffnete hier eine mit Rasen belegte Fallthür. Einige Stufen führten in die Tiefe hinab. Sie hieß ihn hinunter steigen. Er sah sie fragend an.

Sie. Rinaldo! Dieser Blick? — — Was glaubt Ihr von mir? Steigt hinab, und fürchtet nichts.

Er. Serena folgt mir?

Sie. O Rinaldo! — Geh, ich gehe voran. Folge mir, und fürchte nichts.

Sie stieg hinab. Er folgte ihr in einen düstern Keller nach. Die Fallthür fiel hinter ihnen zu.

Jetzt

Jetzt waren sie ganz im Dunkeln. Sie nahm seine Hand und zog ihn auf ebenen Boden fort, sich immer weiter nach. — Endlich blieb sie stehen, und öffnete eine Thür. Sie traten in ein niedliches kleines Zimmer, welches von einer schwebenden Lampe erleuchtet wurde.

Sie. Könnte es Euch hier gefallen?

Er. Allenthalben, wo Serena ist.

Sie. Diese Lampe habe ich schon diesen Morgen angezündet, und gestern und heute früh habe ich Proviant hieher geschafft. In diesem Kasten werdet Ihr Speisen und Wein finden, denn ich verlange nichts Geringeres von Euch, als hier auf mich zu warten, bis ich gegen Mitternacht mich zu Euch hieher stellen kann. Wollt Ihr das?

Er. Ob ich will?

Sie. Sollte ich — Aber das gebe der Himmel nicht! — Sollte es mir unmöglich gemacht werden, Euch diese Nacht noch sprechen zu können, so müßt Ihr bis morgen hier auf mich warten. Versprecht mir das.

Er. Bei Wort und Ehre!

Sie. Wenn ich gehe, so verriegelt diese Thür. Komme ich wieder, so klopf ich dreimal an, und

E

rufe:

rufe: Rinaldo mein King! — Sollte es — was Gott verhüten wolle! — der unglücklichste Zufall für uns fügen, daß jemand hieher käm, und diese Worte nicht sagte, so öffnet auf keinen Fall die Thür. Würde man Gewalt brauchen, so stoßt ohne Bedenken den nieder, der hereintritt, denn es würde Euch das Leben kosten, thätet Ihr das nicht. — Sein Gesicht komme Euch auch also vor, wie es wolle, nichts könnte Euer Leben retten, würdet Ihr ihn nicht durchbohren.

Er. Serena! diese —

Sie. Ihr habt doch Muth genug, Euer Leben zu retten? — Dieses ist aber nur der alleräußerste Nothfall, ein Zufall, den uns der Himmel gewiß nicht erleben lassen wird, wenn er sich unsrer nur ein wenig annehmen will. — Jetzt — vermissen darf man mich nicht! — lebt wohl, auf Wiedersehen!

Sie drückte ihm die Hand, und gieng. — Er schob den Kiegel vor die Thür, und warf sich nachdenkend auf ein Sofa.

„Welch ein sonderbares Abenteuer! — sprach er bei sich selbst. — Wie wird sich alles das lösen, was so geheimnißvoll mich in dieses Nachdenken versetzt? Betrügen kann mich Serena unmöglich; und dennoch spielt sie jetzt auf meine Rechnung, und ich muß mich ihrer Großmuth und ihren Launen ganz überlassen. Wer ist sie, dieses lebenswürdige Geschöpf, das mich bei dem Ersten Anblick entzückte? — Was hat sie mir zu entdecken? — Wie ist alles, was sie thun muß, so sonderbar und geheimnißvoll! — Ihre Wohnung — dieses unterirdische Gemach — ihre Aengstlichkeit — Bei Gott! ich weiß nicht, was ich von dem allen denken soll. — Und der, den ich, wenn er mit Gewalt hieher dringen will, niederstoßen soll, sein Gesicht möge mir auch vorkommen, wie es wolle — ? Was soll das sagen? Wer könnte das seyn? Wer könnte so viel Gewalt über mein Leben haben, daß nichts das meinige retten könnte, käm ich ihm nicht zuvor? — Will sie mir ihre Bekanntschaft nur durch eitle Furcht wichtig machen? — Aber der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihrer Gebärden — ? Nein! so kindisch kann sie nicht

mit mir scherzen. Was sie sagt, ist Wahrheit.

— Wer mag ergründen, was hier vorgeht?“

Er überlies sich eine Zeitlang still seinem Nachdenken, konnte nichts Wahrscheinliches erküßeln, und sprang unwillig auf.

„Wenn sie sich mir entdeckt hat, — sagte er; — werde ich ja alles erfahren, oder wenigstens meinen Vermuthungen näher kommen.“

Jetzt fieng er an, um sich herumzuschauen. Der von Serenen bezeichnete Kasten wurde zuerst durchsucht. Er fand in demselben verschiedene Früchte und kalte Speisen, alles in kleinen Portionen. Wasser und Wein in kleinen Fläschgen, so, wie sie es unbemerkt hatte hieher bringen können.

In dem Zimmer selbst standen zwei kleine, mit rothseldenen Vorhängen behangene Tischgen, zwei Stühle und ein Sofa. In die Wand war ein Schrank angebracht. Rinaldo öffnete die Thüren. Der Schrank war leer, und nur in einem Fache desselben stand ein kleines Kreuzifix, lagen ein Dolch und ein Paar geladene Pistolen.

„Sie hat für meine Vertheidigung gesorgt; — sagte Rinaldo. — Also muß doch wirklich

Gefahr

Gefahr zu besorgen seyn, und sie steht mit den Feinden nicht im Bunde.“

Nachdenkend untersuchte er die Pistolen, und nachdenkend legte er sie wieder an ihren Ort, indem er die seinigen, nebst seinem Degen, auf das eine Tischgen legte.

Er durchsuchte den Schrank weiter, und fand ihn übrigens ganz leer. — In dem Winkel des einen Faches lag eine Larve und eine Sanduhr. Diese stellte Rinaldo auf den Tisch.

Er verschloß den Schrank wieder, und sah sich weiter in dem Zimmer um. — Die Wände waren tapezirt; ein Spiegel hieng auf der einen, auf der andern Seite hieng eine Madonna.

Da er weiter keine Merkwürdigkeiten in dem Zimmer sah, warf er sich wieder auf das sehr bequeme Sofa, und überließ sich bei einem Glase Wein fernern Betrachtungen, in denen wir ihn nicht stören wollen.

Nach und nach wurden seine Betrachtungen einfacher. Er aß, trank, schlief, träumte, wachte wieder auf, und harrte schier ungeduldig auf den Augenblick der Wiedererscheinung der Geliebten, denn daß sie das war, oder wenigstens wer-

den sollte, konnte er sich selbst eben so wenig verbergen, als wir es unsern Lesern verbergen mögen.

Zwölf Stunden waren vergangen, als Arnaldo ein Geräusch vernahm. Er lauschte und horchte. Das Geräusch wurde stärker. Endlich klopfte es dreimal an die Thür, und von draußen her ertönten die Losungsworte: Arnaldo, mein King! gar lieblich in seine Ohren. — Er sprang auf, öffnete die Thür, und Serena trat ins Zimmer.

Mit offenen Armen trat er ihr entgegen. Sie setzte ein kleines Kästchen ab, welches sie unter dem Arme getragen hatte, und warf sich mit klopfendem Herzen an seine Brust. Ihr Gesicht ruhte auf seiner Schulter, ihre Wange glühte an der seinigen, und ihre runden Arme hielten seinen Nacken umschlungen.

So standen sie lange, versunken in sprachlose Gefühle, und stille Beuszet begegneten einander. — Endlich drückte sie ihn fest an sich, und entzog sich seinen Armen.

Die

Sie gieng nach der Thür, und schob den Kiegel vor. — Dann setzte sie sich auf das Sofa, und sah nachdenkend vor sich hin. Rinaldo setzte sich zu ihr. Stillschweigend ergriff er ihre Hand, zog sie an sich, und drückte sie an sein Herz.

Er. Wie es klopft, dein liebes Herzchen!

Sie. Ach Rinaldo! dieses Herzens ungestümes Klopfen — — Ich bin allein bei dir. Was habe ich nicht gewagt! — Wirfst du darum nicht übel von mir denken?

Er. Nein, Serena! gewiß nicht. Und ich schwöre dir, bei allem was mir heilig ist! auch du sollst nicht übel von mir denken.

Sie. Edler Jüngling! sey großmüthig gegen ein Mädchen, das voll Vertrauen auf deinen Edelmuth, in dir sich einen Freund sucht. Mißbrauche nie Gewalt nicht, die ich dir selbst gab.

Er. Schenke mir deine Liebe, nimm die meiste dafür, und fürchte nichts von dem Manne, der dich zärtlich liebt.

Sie. Kannst du mich lieben? — Mich, die du noch nicht kennst?

E 4

Er.

Er. Dein offenes Herz liegt in deinen schönen Augen. Liebe ist das Werk eines Augenblicks. Und ich schwöre dir es zu: ich liebe dich!

Serenens Gesicht sank auf seine Brust. Sie ergriff seine Hand und drückte sie mit Innigkeit an ihr Herz.

„Verlaß mich nicht!“

seufzte sie, und drückte ihm stärker die Hand.

Er. Habe Zutrauen zu mir! Ich liebe dich, und bin fest entschlossen, Glück und Unglück deines Schicksals mit dir zu theilen.

Sie. Ach Rinaldo! ich vertraue mich dir ganz an. Bedet Furcht noch Zweifel sollen mein Herz beunruhigen. — Ich bin, wie man mir sagt, die einzige Tochter des Grafen Antetra, der seinen Kopf durch ein königliches Wachtwort verlor. Damals war ich vier Jahr alt. Meine Mutter tödteten Gram und Kummer, und ich wurde in einem Kloster erzogen. In meinem sechzehnten Jahre entriß mich, ich weiß nicht wer, meiner stillen, eldsterlichen Einsamkeit. Ich wurde hierher in die Wohnung gebracht, die du kennst, und unter die Aufsicht einer alten Dienna, ihres Mannes, und einer Kammerjungfer gethan. Hier lebe

lebe ich nun schon über ein halbes Jahr, muß mich kleiden, wie man mir es befiehlt, und soll hier einen Bräutigam erwarten, den mir, wie man mir sagt, meine Familie für mich erkohren hat. Ich kenne ihn noch nicht, aber sein Bildniß hat man mir gegeben. Er ist alt, aber sehr reich, wie man sagt. Ich werde seine dritte Frau werden, und soll ihn lieben, ihn, den ich nicht kenne, dessen Bildniß mir verhaßt ist. — Rinaldo! willst du mich retten?

Er. Bei Gott! das will ich! ob ich gleich noch nicht weiß, wie?

Sie. Ich habe in Büchern gelesen, daß Liebende, dergleichen Schicksalen zu entgehen, wie sie mir drohen, mit einander flohen. — Und wir —?

Er. Ja! auch wir wollen miteinander fliehen. In Goa lebt ein Vater, der mich liebt, dort leben meine Brüder und Freunde; diese werden uns aufnehmen.

Sie. Aber die Gefahr ist dringend. Binnen acht Tagen bin ich verheurathet, wenn du zögerst.

Er. Ich zögere nicht. Ich rette dich, sobald du gerettet seyn willst.

Sie. Ich folge dir. Das ist mein fester Entschluß, und bis zur Ausführung dieses Entschlusses kann ich dich nicht wieder sprechen. Was wir beschließen wollen, müssen wir heute beschließen. Hier Tage Zeit; und dann holst du mich ab.

Er. Ich gebe dir mein Ehrenwort darauf.

Sie. Ach mein Rinaldo!

Er. Serena, du bist mein! und kein Mensch soll dich mir entreißen. Mein Leben kann es kosten, aber dich verlassen werde ich nicht.

Sie. Ich schwöre dir ewige Treue und Liebe. — Laß uns diesen Schwur durch rächende Zeugen bekräftigen.

Als sie das sagte, stund sie auf, nahm das Madonnengemälde von der Wand, und stellte es auf den Tisch. Vor dem Bilde wies sie dem Kreuzifix, welches sie aus dem Schranke nahm, einen Platz an, und knieend vor diesen beiden selbstgewählten Zeugen, schwuren sie sich wechselseitig ewige Treue und Liebe. Ein Kuß besiegelte das Versprechen, und eine stumme, liebevolle Scene, in der nur Küsse und Seufzer, aber be-redter sprachen, als alle Worte das thun konnten, folgte dem Versprechen.

Sie.

Sie. Ich gebe dir, wenn du gehst, jenes Kästchen mit. Es verschleßt einiges Geld und meine Juwelen. Du nimmst es zu dir, damit ich nicht etwa verhindert werde, es mit mir zu nehmen, wenn der entscheidende Augenblick kommt, in welchem ich in deine Arme elle, um sie nie wieder zu verlassen.

Er. Serena! erkläre mir, wozu dient dieses antikerdische Behältniß eigentlich, in welchem wir uns jetzt befinden?

Sie (verlegen.) Das war ein Sammelplatz einiger Freunde des Königs, als man über die Entthronung seines Bruders rathschlugte. Mein mir bestimmter Bräutigam, dem diese Wohnung gehört, war das Haupt dieser Verbindung. — Ich vermute nicht ohne Grund, daß man hier vielleicht noch zuweilen, ich weiß aber nicht zu welchem Zweck, Zusammenkünfte hält, und, wie habe ich gezittert, wenn ich mir diese Nacht vielleicht eine solche Versammlung dachte, die dein Daseyn hier entdecken würde. Deshalb gab ich dir auch den Rath —

Er. Den, der mit Gewalt eindringen wollte, niederzustößen, sein Gesicht möge mir auch

vor

vorkommen, wie es wolle. Was wolltest du damit sagen?

Sie (noch verlegener.) Die Verbundenen tragen Larven; Gesichter, die Personen der Gegenpartheit gleichen. Ich meinte daher — wenn du — Vielleicht konnte es treffen, daß ein bekanntes Gesicht etwa —

Rinaldo bemerkte, — so unerfahren war er, — Serenens Verlegenheit nicht; aber er wurde nachdenkend.

Sie sah das kaum, als sie ihre Hände um seinen Hals schlang, und durch einige Küsse seine faltige Stirn ebnete. Er erwiderte diese Küsse eben so zärtlich, und es wurde nicht mehr gesprochen. Ein zärtliches Sehnen und Streben bemächtigte sich des entzückten Paares, und je vermessenere ihre Sehnsucht wurde, je weniger waren sie entschlossen, dieselbe zu bekämpfen. Sie überließen sich wechselseits, mit zärtlichem Zuorkommen, ihren Gefühlen, und der kritischste aller kritischen Augenblicke, kam beinahe ihren Wünschen selbst zuvor.

„Ach!

„Ach! was haben wir gethan?“ — seufzte Serena.

„Nichts, — antwortete ihr Rinaldo; — als was uns die Liebe thun hieß. Nichts, das wir bereuen dürfen, wenn wir uns lieben.“

Serena schien sich zu beruhigen, und Rinaldo fühlte keine Unruhe.

Sie sprachen hierauf ruhig über den Plan ihrer Flucht, und als die ersten Strahlen der Morgensonne die Gipfel der Berge vergoldete, schlich sich Rinaldo, das ihm anvertraute Kästchen unter dem Arme, von Serenen geleitet, zu dem Garten hinaus, und sie, eilte in ihre Wohnung zurück.

Im Kloster fand Rinaldo einen reutenden Boten, der so eben mit einem Briefe von seinem Onkel Don Antonio, an ihn, eingetroffen war. In diesem Briefe wurde er, wegen einer wichtigen Angelegenheit, nach Lissabon beschieden. — Um die Zeit und den Tag der verabredeten Flucht nicht zu versäumen, setzte sich Rinaldo sogleich zu Pferde, seines Onkels Anträge zu vernehmen, und dann

dann wieder dahin zurück zu eilen, wohin ihn die Liebe rufte. — Das anvertraute Kästchen vergrub er vorher an einen entlegenen Ort in dem Klostergarten.

Er beschleunigte seine Reise, und traf den folgenden Morgen bei seinem Onkel in Lissabon ein.

Antonio. Willkommen Vetter!

Rinaldo. Euer Befehl, lieber Onkel! gab meinem Pferde die Sporen, und —

Antonio. Mein Befehl? — Guten Rath habe ich für dich. Mit einem Worte, Vetter! wenn du klug und vernünftig seyn willst, so ist dein Glück gemacht. Der König —

Rinaldo. Der König?

Antonio. Hat sich deiner in Gnaden erinnert. Ich habe deinetwegen mit ihm eine lange Unterredung gehabt. Ich und er, wir sind einig. Nun kommt es nur noch auf dein Ja an, und — wie gesagt! — dein Glück ist gemacht.

— In vier Wochen wird die Braut des Königs, die deutsche Prinzessin, bei uns eintreffen. Sie ist schon auf dem Wege. Der König, um ihr zu keiner Klage Anlaß zu geben, will seine

weib,

weiblichen Verbindungen, die er bisher im Geheim hatte, aufgeben, und will die auferrebellischen Gegenstände seiner Liebe versorgt wissen. — Eine junge, schöne, liebenswürdige Donna, geschaffen mit den gütigsten Ansprüchen auf Liebesglück und Liebesfreuden, mit einer königlichen Aussteuer begabt, und die Charge als Capitain der Leibgarde des Königs, harren deiner.

Rinaldo (erschrocken.) Meiner?

Antonio. Du bekommst und nimmst alles aus Einer, und zwar aus einer königlichen Hand.

Rinaldo. Mein Onkel! dieses doppelte Geschenk anzunehmen, muthet Ihr mir nicht zu.

Antonio. Wie?

Rinaldo. Die ~~Wollüste~~ Geliebte mag so schön, so liebenswürdig, und so reich wie möglich seyn, als Gattin kann ich sie nicht annehmen.

Antonio. Wether!

Rinaldo. Lieber Onkel! meine Ehre —

Antonio. Deine Ehre? Wie kommt hier die Ehre in's Spiel?

Rinaldo. Stark, und nicht zu ihrem Vortheil. Will der König mir nur die ehrenvolle

Charge

Charge eines Kapitäns seiner Leibgarde durch einen entehrenden Tausch zukommen lassen, so kann ich sie nicht annehmen.

Antonio. Hast du auch bedacht, in welche Verbindung du —

Rinaldo. Eben diese Verbindung ist es, die ich nicht einzugehen gesonnen bin.

Antonio. Ich, — ich war es, der das Geschäft so nachdrücklich betrieb, daß der König dir vor vielen andern den Vorzug in einer Angelegenheit gab, in der er —

Rinaldo. Redet nicht aus, lieber Onkel! Ich bin auf diesen Vorzug gar nicht stolz.

Antonio. Wetter! du handelst und sprichst sehr unklug. Ich habe dir weiter nichts zu sagen. Du benimmst mir die Gelegenheit, dich versorgen zu können. Nun mußt du dein Unterkommen anderswo, als in diesem Reiche, suchen. Denn, wenn ich dem König von dir eine abschlägliche Antwort bringe, so ist deine Hoffnung auf eine Versorgung in seinem Lande verloren. Einer, der klüger ist, wie du, nimmt den dir zugebachten Platz ein, und dein Name darf dem König nicht mehr genannt werden.

Rinald.

Rinaldo. Das ist zu beklagen! aber auf die verlangte Art, kann ich dem König nicht dienen.

Antonio. Wie du willst! — — Wirst du wieder nach Goa zurückkehren?

Rinaldo. Vielleicht.

Antonio. Dein Vater wird sich wundern!

Rinaldo. Aber er wird aufhören sich zu wundern, sobald ich ihm erzähle, warum ich wieder zurück komme. — Er denkt, wie ich denke.

Antonio (kalt.) Wenn wirst du wieder von Lissabon abreisen?

Rinaldo. Morgen.

Antonio. Vielleicht bedenkst du dich noch eines Bessern bis dahin.

Rinaldo. Ich werde immer so denken, wie ich jetzt denke.

Antonio. Wenn ich dich nicht wiedersehen sollte, so wünsche ich dir glückliche Reise.

Er sah ihn auch nicht wieder, und schickte Geschäfte vor, als Rinaldo den folgenden Morgen

D

von

von ihm Abschied nehmen wollte. So ritt Rinaldo davon, und kam wieder in dem Kloster an, wo er seinem Onkel kein Wort von dem Vorfall in Lissabon erzählte. Aber er gab eine Reise vor, scharfte sein Kästchen aus der Erde, und ritt an dem bestimmten Tage, gegen Mitternacht, nach dem Orte zu, wo er finden sollte, was sein Herz begehrte.

Er kam vor der bekannten Gartenthür an, band sein Pferd an einen Baum, und harrete mit Ungeduld auf das verabredete Signal. — Er harrete und harrete; er harrete lange, und harrete vergebens. Er vernahm kein Signal, und hörte die Stimme seiner Trauten nicht.

Schon brach der Tag an, und seine Verlegenheit und Ungeduld erreichten den höchsten Grad.

Die Gartenthür war fest verschlossen und verriegelt, und niemand ließ sich blicken, sie zu öffnen.

Er wagte es, und stieg über die Mauer in den Garten. — Alles war einsam und still. — Er nahte sich dem Hause. Kein wachsamer Hund erhob seine Stimme. Er stieg auf einen Baum,
und

und sah in den Hof. Der ganze Hof war todt
ausgestorben. — Seine Kühnheit gleich so weit,
die Mauer des Hofes zu übersteigen. Der Hof
war und blieb einsam und leer.

Endlich wagte er es sogar an die Hausthür
zu klopfen. Niemand hörte.

Noch Kühner schlug er ein Fenster ein, und
niemand regte sich. Er stieg hinein, fand ein
einsames leeres Haus, allenthalben verriegelt, und
verschlossen, und unbewohnt.

„Gott! — rief er aus; — was ist hier
vorgegangen? Der Bräutigam hat Serenen da-
von geführt, und ich konnte sie nicht retten.“

Traurig kehrte er in den Garten zurück.
Da fiel ihm das unterirdische Behältniß ein.
Er fand die Fallthür, stieg hinab, und fand
den Eingang in das bekannte Zimmer fest ver-
schlossen.

Er gieng zurück, durchsuchte den ganzen Gar-
ten nach einer Spur von Serenen, und trat
endlich in die Laube, in der er sie zum erstenmal
sah.

Hier sah er einen Schleier liegen. Er hob
ihn auf, entfältete ihn, und ein Papierchen fiel

heraus. Begierig hob er es auf, und las auf demselben die Worte:

Ach, Rinaldo! man führt mich fort, ich weiß nicht wohin; vermuthlich nach Lissabon.

Sogleich entschloß er sich, Nachricht von seiner Geliebten einzuziehen, nach Lissabon zu gehen, dort unter einem andern Namen zu leben, und Serenens Aufenthalt auszuforschen.

In einer entlegenen Gegend von Lissabon nahm er seine Wohnung, legte sich einen falschen Zwickelbart zu, gab sich einen andern Namen, und gieng im Stillen auf Entdeckungen aus. Er war gezwungen, auf Serenens Unkosten zu leben, und untersuchte jetzt den ihm anvertrauten Schatz. An Gelde fand er nur hundert Kronen in dem ihm von Serenen übergebenen Kästchen, aber auch ein kostbares, mit Edelgesteinen besetztes Halsband, und einige Dinge von nicht geringem Werthe.

Ein Monat vergieng, und er hatte noch nicht das geringste von seiner Geliebten entdeckt.

Die

Die königliche Braut traf indessen zu Lissabon ein, und der König feierte sein Bellager mit großer Pracht.

Rinaldo stellte sich bei allen öffentlichen Festen als Zuschauer ein, sah Damen in Menge, aber keine Serena unter denselben.

Seine hundert Kronen waren aufgezehrt, und er mußte, so ungern er es auch that, seine Edelgesteine angreifen. — Er verhandelte einen Ring an einen Juden, und half dadurch seinem Geldmangel ab.

Zwei Tage nach diesem Handel, erhielt er ganz unvermuthet einen unerwarteten Besuch von einem Offizier.

„Sennor! — sagte dieser; — ich habe Ordre Euch zum Gouverneur zu begleiten. Ihr werdet mir dahin folgen.“

Rinaldo vermuthete, sein Onkel sey ihm auf die Spur gekommen, und folgte dem Offizier sogleich.

Der Gouverneur erwartete ihn.

„Herr Gouverneur, — begann Rinaldo; — ich bin gekommen, Eure Befehle zu vernehmen.“

Der Gouverneur nahte sich ihm sehr freundschaftlich, und hielt ihm den Ring entgegen, den er an den Juden verkauft hatte.

„Habt Ihr diesen Ring — fragte er; — an den Juden Aaron Doro verkauft?“

„Ja,“ — antwortete Rinaldo nicht ohne Verlegenheit.

„Erlaubt mir — fuhr der Gouverneur fort; — die Frage: Woher habt Ihr diesen Ring bekommen?“

„Man hat ihn mir geschenkt.“

„Wer?“

„Eine Dame.“

„Wie nennt sich diese Dame?“

„Herr Gouverneur!“ —

„Ich verstehe Euch. Ihr seyd diskret. In dessen — es liegt mir etwas daran, ihren Namen zu erfahren.“

„Ich weiß ihn selbst, nicht.“

„Keine Verstellung gegen mich.“

„Herr Gouverneur! es giebt gewisse Verhältnisse in der Welt, die“ —

„Nochmals! keine Zurückhaltung.“

„Was thut der Name der Dame zu dem Gehe?“

„Viel.“

„Ziel.“

„In diesem Fall, Herr Gouverneur“ —

„Nun? — — Soll ich selbst fragen? —

Wenn eine gewisse Serena Antetra“ —

„Wo ist sie?“

Der Gouverneur öffnete schweigend eine Seitenthür, und verließ das Zimmer. — Serena stürzte in Rinaldo's Arme,

Er. Habe ich dich wieder?

Sie. Bist du noch mein?

Er. Deih!

Sie. Ach mein Rinaldo!

Er. Erkläre mir, was vorgegangen ist? was noch vorgeht?

Sie. An jenem Tage, als du mich kaum verlassen hattest, wurde ich aus meiner alten Wohnung hinweg geführt, und sollte hier, wie man sagte, meinen Bräutigam erwarten. Ich war fest entschlossen, nie meine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben, und dir getreu zu bleiben. — Ich kam hierher, und die Rede war gar nicht mehr von meiner Verheurathung. — So lebte ich in einer sonderbaren Ungewißheit bis heute. Der Jude hatte den Ring, den du ihm

gege-

gegeben hattest, an den Hof verkauft, und der König schickte mir den Ring zurück.

Er. Der König?

Sie. Ach, Rinaldo! — Was habe ich gesagt! —

Er. Der König schickte dir den Ring zurück? — Hattest du den Ring von dem König?

Sie. Ja, ich will, ich muß dir alles entdecken.

Er. Was?

Sie. Der Ring und alle Edelsteine, die ich dir gab, sind Geschenke von dem König.

Er. Groß! Gott! — Und der König war — ?

Sie (zitternd.) Er war — Ach, Rinaldo! — (fällt vor ihm nieder.) Der König liebte mich.

Er (stößt sie zurück.) Schaamlose Betrügerin!

Sie (bebend.) Bin ich das?

Er. Das bist du!

Sie. Ich bin unschuldig!

Er. Ueber die Unschuld!

Sie. Ich bin unschuldig, das weiß Gott und mein Herz!

Er. Und du liebtest den König?

Sie.

Sie. Nie. — Mit List zog er mich aus dem Kloster, mit Gewalt raubte er mich — — Heilige Jungfrau! du weißt es, mit welchem Abscheu — — Doch, Arnaldo glaubt mir das nicht. — — Ich sah dich — Ich wollte dem König und seiner mir verhassten Liebe entfliehen. — — Richte selbst, ob ich ihn liebte.

Er. Du bist ein Weib! —

Sie. Dich, dich allein liebe ich, und werde dich lieben bis in's Grab, wenn du mich auch nicht mehr lieben solltest.

Er. Du hast mich hintergangen!

Sie. Durfte ich dir damals die Wahrheit sagen? — Jetzt habe ich dir ja alles freiwillig gestanden. Ich habe den König nie geliebt. Ich hasse ihn, wie ich den Teufel hasse. Dich allein werde ich ewig lieben.

Er. Auch ich wurde nach Lissabon beschiedenz. Auch mich wollte man an eine königliche Geliebte verheurathen. Ich blieb dir treu, denn ich kannte dich noch nicht als Verbrecherin.

Sie. Das bin ich nicht. — Mein Wille war bei keinem Verbrechen.

Er. Vielleicht warst du es selbst, mit der man mit eine Charge wollte zukommen lassen, der ich meine Hand reichen sollte?

Sie. Ich war es. — Nun weißt du alles.

Er. Jetzt erklärt sich mir des Königs Ritt nach jenem Kloster, wo ich war. Der König kam von dir zurück, und ritt des Abends, zwei Tage vorher, vor mir vorbei, als ich auf einem Baume saß, in dessen Rinde ein S und ein D gegraben waren. Ha! der zärtliche königliche Liebhaber! Serena und Pedro! Unter diesem Baume hat er vielleicht einmal den Umfang, des in deinen Armen genossenen Glücks überdacht —

Sie. Ende!

Er. — und die bedeutungsvolle Echliffet erhielt ihr Daseyn. Auch ich grub noch ein R dazu. Dort stehen wir ja also zusammen, wie wir zusammen gehören!

Sie. Dein Spott durchbohrt mein Herz, das nur für dich schlägt.

Er. Ich erlasse dir dies Gefühl.

Sie. Grausamer! willst du mich wirklich verlassen?

Er.

Er. Welche Frage? — Meine Liebe kam später auf die Welt, als meine Ehre. Meine Liebe nehme ich zurück. Meine Ehre behielt ich, und werde sie behalten, bis an das Ende meines Lebens. — Wir sehen uns nicht wieder.

Sie. Rinaldo! — bleib.

Er. Um keinen Preis! Um Kronen nicht!

Sie. Ich beschwöre dich bey meiner Liebe! verlaß mich nicht. — Ich will dich treu und zärtlich lieben, bis in den Tod. Verlaß mich nicht!

Er. Ich bleibe nicht.

Sie. Rinaldo! — Ich werde — Ach Gott! ich werde Mutter werden.

Er. Von mir, oder von dem König?

Sie. Allmächtiger Gott! — — Leb wohl! —

Er (faßt ihre Hand.) Von mir, oder von dem König?

Sie (mit erhobenen Augen.) Bei Gott! von dir.

Er (lacht wüth.) So ist der König betrogen! —

„Von“

„Von dir betrogen, Verräther!“ — Mit diesen Worten stürzte der Gouverneur in's Zimmer, und schellte.

Serena. Um Gottes willen! Herr Gouverneur —

Gouverneur. Ich habe alles gehört.

Serena. Gnade für Rinaldo!

Gouverneur. Dieser Unbarmherzige verdient keine Gnade.

Rinaldo. Ich verlange nur Gerechtigkeit. Die werdet Ihr mir aber nicht geben können.

Gouverneur. Dir werde, was du verdienst hast.

Ein Offizier trat in das Zimmer. Der Gouverneur gab ihm ein Zeichen. Er forderte Rinaldo's Degen. Dieser gab ihm den Degen, und fragte:

„Und nun?“

„Nun gehst du in's Gefängniß!“ — sagte der Gouverneur in hölliger Stimm.

Rinaldo drehte sich schweigend herum. — Serena sank in Ohnmacht. — Rinaldo wurde fortgeführt,

führt, und auf das Kastel St. Juliao gebracht, wo er in ein kleines Gemach gesteckt, und bewacht wurde.

Hier saß er, leidlich beköstiget und scharf bewacht, über einen Monat, und niemand fragte nach ihm.

Einst kam des Abends ein Offizier zu ihm, und fragte ihn: ob er etwas bedürfe?

„Gerechtigkeit;“ — war seine Antwort.

Der Offizier. Sonst nichts?

Rinaldo. Gerechtigkeit; sonst nichts.

Offizier. Wollt Ihr nicht etwa jemand sprechen?

Rinaldo. Meine Richter.

Offizier. Aber Euch verlangt jemand zu sprechen.

Rinaldo. Wer?

Offizier. Das weiß ich nicht. Er hat die Erlaubniß des Gouverneurs, Euch sprechen zu dürfen, schriftlich abgegeben. Er ist verlarvt, und es ist ihm erlaubt, mit Euch allein zu seyn.

Rinaldo

Rinaldo. Wenn er seinen Namen nicht sagt, so verlange ich ihn nicht zu sprechen.

Offizier. Er dringt darauf. Vielleicht kann er Euch nützlich seyn. — Hier ist er schon.

Der Offizier gieng, und der Vermummte trat herein.

Er sah den Vermummten stillschweigend an.

— Eben so blieb dieser ihm gegenüber stehen.

Endlich brach Rinaldo das Stillschweigen, und fragte:

„Wer seyd Ihr?“

Larve, Mantel und Hut flogen in die Ecke, und Serena stand vor ihm.

Rinaldo sah sie betroffen an.

„Was willst du hier?“ fragte er mit gebrochener Stimme.

Sie. Sehen, sprechen will ich dich, und will nicht eher von dir gehn, bis du mit mir gehst.

Er. Nimmermehr!

Sie.

Sie. Graufamer! wie hast du mir meine Liebe vergolten?

Er. Wie hast du die meinige durch Unwahrheiten erschmeichelt?

Sie. Willst du mich wirklich auf immer unglücklich sehen?

Er. Das wirst nicht seyn.

Sie. Ja! das werde ich seyn, wenn du mich nicht mehr lieben kannst.

Er. Warum hintergiengst du mich?

Sie. Wenn ich dir nun die Wahrheit gesagt hätte?

Er. Ich würde dich bedauert, beklagt haben. Und hättest du es haben wollen, ich hätte dich deiner Lage entzissen. Aber mit meinem innigsten Mitleid, konnte ich dir meine Liebe nicht schenken. — Doch bin ich bereit, alles für dich zu thun, was mir möglich ist, aber als Gattin kann ich dich nie lieben. Du kennst meine Grundsätze, sie gehen meinen Herzensempfindungen vor. Sie sind das, was ich mit Ehre besitze. Deinen Besitz müßte ich mit einer Schande erkaufen, von welcher die ganze Welt sprechen, und deren Gewißheit mir das Bewußt eines jeden ehr.

ehrlichen Mannes bekräftigen würde, der mich entweder für einen Dummkopf, oder für einen Ehrlosen halten müßte.

Sie. Nein, wahrlich! um diesen, dir so hohen Preis, will ich dein Erbtöchen, mit deiner Hand, nicht erkaufen. Du sollst einem jeden Manne von Ehre unbefangenen unter die Augen treten können. Ich allein, will alle Schande vor der Welt tragen. Nur verlange ich von dir, was ich mit gutem Gewissen von dir fordern kann, den Namen Vater für das unglückliche Geschöpf, welches ich unter meinem Herzen trage.

Er. Serena!

Sie. Du sollst frei und unbescholten vor der Welt leben; ich allein will das Ziel ihrer Verachtung seyn. Nicht als dein Weib, als deine Geliebte, will ich dein Kind gebären. (Säut nieder.) Rinaldo! darum bittet dich die unglückliche Tochter des unglücklichen Grafen Anteira.

— Wehe mir, daß ich so tief gefallen bin! — Aber vergebe mir Gott! ich könnte beinahe noch mein Verbrechen um meiner Liebe willen, um deinetwillen lieben, weil ich dich so unaussprechlich liebe, ob du gleich so grausam bist.

Er.

Er. Serena!

Sie. Sey nicht noch grausamer gegen mich, als du es bisher warst! Laß dich erweichen! Erbarme dich einer Unglücklichen! Treibe mich nicht zur Verzweiflung! — Schenke mir nur Erbarmen, wenn du mir auch nicht deine Liebe schenken willst. (steht auf, wirft sich auf einen Stuhl, und bedeckt weinend ihr Gesicht.) Rette mich und mein Leben!

Er. Serena! vor mir, in jener Unglücksnacht; war der König bei dir!

Sie. Allmächtiger Gott! willst du mir auch dein Erbarmen entreißen? — Nun wohl! so laße dich an meiner Verzweiflung, an der Verzweiflung der Unglücklichen, die dich liebt, die ihre Liebe jetzt, und sich selbst verflucht! Diese Liebe, die sie mit sich selbst, und mit allem, was sie daran erinnern könnte, vernichten will!

Als sie das sagte, zog sie einen Dolch aus dem Busen, und bohrte sich denselben, ehe es Rinaldo verhindern konnte, in die Brust. — Sie sank zu Boden, und Rinaldo schrie nach Hülfe.

Der Offizier und die Wache traten her, sahen bestürzt das schreckliche Schauspiel,

gen Serenen hinaus, und schlugen die Thür hinter ihr zu.

Rinaldo blieb in halber Verzweiflung zurück. — Entschlossen sprang er endlich auf, und suchte den Dolch. Er fand ihn nicht. — Während rannte er den Kopf gegen die Wand, und sank betäubt zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich mit verbundenem Kopfe, überall mit Blute besetzt, in einem andern schrecklicheren Gefängniß, als sein voriges Gemach war, und lag auf einem Strohlager. Er konnte sich kaum bewegen. Sein Kopf schmerzte ihm heftig.

Nach einiger Zeit klrzten die Riegel seiner Thür. Ein Wundarzt trat herein, untersuchte, und verband stillschweigend seine Kopfwunden.

„Ist Serena todt?“ — fragte Rinaldo mit klagernder Stimme.

Er erhielt keine Antwort.

„Habet Erbarmen mit mir! — fuhr er bittend fort; — Sagt mir: ist Serena todt?“

Seine

Seine Frage wurde nicht beantwortet.

„Unmenschen, die ihr seyd! — tobet er; —
Barbaren! gebt mir Antwort.“

Er erhielt keine Antwort, und der Wundarzt
gieng schweigend, wie er gekommen war, wie-
der fort.

Der Gefängnißwächter setzte ihm Reis und
Wasser an sein Lager, und gab ihm einen Man-
tel. Er bat und flehte thranend um Antwort
auf seine Frage, und erhielt keine.

Die Thür wurde verriegelt und verschlossen.
Stille Verzweiflung blieb seine Gefährtin.

In diesem Zustande blieb er über einen hal-
ben Monat, und verfiel in die tiefste Melan-
cholie.

Jetzt fieng der Kerkermeister an, ihn aller-
lei zu fragen, aber er gab auf alle Fragen nicht
die geringste Antwort. — So blieb es noch
einige Wochen, dann wurde er in seinen vorigen
Kerker zurückgebracht.

Er bat und flehte, man möchte ihn in ein
anderes Gemach bringen, oder lieber wieder in
den Kerker, den er so eben verlassen hatte, zu-
rückführen, aber man suchte die Achseln, und

gab ihm weder Antwort, noch führte man ihn in ein anderes Gefängniß.

Er war außer sich.

Die schreckliche Szene erneuerte sich an dem Orte, wo sie geschah, ihm lebhafter als zuvor. Er sah Serenen vor sich, er hörte ihre klagende Stimme, sah ihre schreckliche That, und vernahm ihr Aechzen. Noch klebte, so schien es ihm, ihr Blut am Boden. Er sah sie blutend vor sich liegen, und schrie, von der lebhaftesten Fantasie hingerissen, mit schrecklicher Stimme:

„Mörder! Mörder! — Ich bin ein abscheulicher Mörder!“

Die Wache gebot ihm Ruhe. Er verlangte den Tod. — Man drohte ihm mit Ketten. Er schrie nach einem Dolche. — Brachte man ihm Essen, forderte er mit Ungeßüm Gift. Er schien der Raserei nahe zu seyn.

Ganz unvermuthet trat einst, als er sich eben müde getobt und auf sein Lager geworfen hatte, sein Onkel, Don Antonio, in sein Gemach.

„Ach, Antonio! — jammerte er; — wißt Ihr auch —?“

„Ich weiß jetzt, leider! alles;“ — antwortete Antonio mit gesenktem Blick.

„Ist Serena todt?“

„So sagt man.“

„Ja! sie ist todt! ich sah es ja selbst. — Werde ich ihr folgen dürfen?“

„So wird es seyn. — Ich komme deshalb, dich zu ermahnen“ —

„Ich sterbe freudig.“

„Unglücklicher! wisse, daß der König auch mich zu einem deiner Richter ernannt hat.“

„Nun, so darf ich Gerechtigkeit und Güte hoffen! Schenkt mir das Leben nicht, es würde mir eine unerträgliche Last seyn. Laßt mich sterben. Richtet gerecht. Ich habe den Tod verdient. Ich habe zwiefach gemordet.“

„Ich bin so eben gekommen, dich abzuholen. — Folge mir.“

„Mit Freuden, so wie ich meinem Tode, dem Ende meiner Leiden, entgegen gehe!“

Er wurde fortgeführt.

Am Thore des Kastels verließ ihn sein Onkel, und er wurde in einen Wagen gesetzt. Die Wache setzte sich zu ihm in den Wagen.

Man fuhr lange. — Endlich wurde vor einem großen Gebäude gehalten, das ein Schloß zu seyn schien, und hier ließ man ihn aussteigen. Schwarzgekleidete Männer hoben ihn aus dem Wagen, andere standen mit brennenden Fackeln vor dem Thore, durch welches er in das Haus, eine Treppe hinauf, und in einen schwarz ausgeschlagenen Saal geführt wurde. Der Saal war nur schwach erleuchtet, und leer. Man ließ ihn hier, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, allein.

Und darauf erkante eine Glocke. Ein Schwarzgekleideter trat herein, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in einen andern, ebenfalls schwarz ausgeschlagenen Saal.

Hier saßen, an einer schwarzbehangenen, mit vielen Lichtern besetzten Tafel, sechs ehrenwürdige Männer; Antonio unter ihnen.

Rinaldo stellte sich der Tafel gegenüber.

„Rinaldo Algaro! — begann der eine der vor ihm sitzenden Männer, mit feierlicher Stimme; — erkennt Ihr uns als Eure Richter?“

„Ja;“ — antwortete Rinaldo mit lauter Stimme.

„Erzählt uns Eure Geschichte, insofern sie Serena Anteira mit betrifft, und den König angeht, aufrichtig, und ohne Zurückhaltung;“ — fuhr der Alte fort.

Rinaldo erzählte alles, was wir wissen, mit der größten Aufrichtigkeit.

Als er geendet hatte, fragte der Alte:

„Könnt Ihr auf die Wahrheit dieser Eurer Aussage, das Sakrament nehmen?“

„Ja;“ — antwortete Rinaldo.

„So laßt uns stimmen!“ — sagte der Alte zu den andern.

Don Antonio verhüllte sein Gesicht, und stieg auf;

„Er ist meines Bruders Sohn!“ — sagte er, und verließ den Saal.

Die Richter sprachen leise mit einander, und Rinaldo wendete sich zu dem Manne, der ihn herein geführt hatte, mit den Worten:

„Ich bitte um einen Trunk Wasser.“

Dieser gieng, und kam mit einem, mit Wasser gefüllten Becher zurück, den Rinaldo sogleich ausleerte, und ihn zurückgab.

Hierauf rühte der Alte mit lauter Stimme:

„Don Antonio Alvaro! tretet wieder ein, wie haben ohne Euch gerichtet, im Namen des Königs, wie wir es vor ihm, und vor Gott verantworten können, bei unserm Eid, und unserer Ehre!“

Antonio trat ein, und sprach:

„Wenn ihr gerichtet habt, im Namen des Königs, wie ihr es bei eurem Eid, bei eurer Ehre, vor Gott verantworten könnt, so habt ihr recht gerichtet. Sprecht euer Urtheil aus.“

„Rinaldo! — rufte ihm der Alte zu; — ruft Ihr den König um Gnade an?“

„Ich bitte ihn um Gerechtigkeit;“ — antwortete Rinaldo.

„Die soll Euch werden;“ — sagte der Alte.

Hierauf stieg er auf, und rufte feierlich und laut aus:

„Rinaldo Alvaro hat sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, und verliert den Kopf durch's Schwert!“

Sogleich trat der Nachrichten in einem rothen Mantel herein, und ein Franziskanermönch mit ihm.

„Ich bin bereit;“ — antwortete Rinaldo; und kniete nieder.

„Haltet ein!“ — schrie eine Stimme, als ein Schwarzgekleideter trat in das Zimmer. —

„Der König begnadiget dich; — setzte er hinzu, — und dies ist —“ sagte er, indem er sich zu den Richtern wendete und ihnen einen versiegelten Brief überreichte; — der Beweis meiner Sendung.“

Hierauf wendete er sich gegen Rinaldo, und sagte:

„Was du gegen den König gesprochen hast, vergiebt er dir. — Diese That aber, überläßt er deinem Gewissen.“

Sogleich rollte ein Vorhang auf, und es zeigte sich ein Trauergestühl, rund herum mit brennenden Wachskerzen umgeben.

Ahdungsvoll stürzte Rinaldo darauf zu, riß die schwarze Decke von der Anhöhe herunter, und Serenens Leichnam, in weiße Tücher gehüllt, lag vor ihm. Ihre Hände waren gefaltet. Der Dolch lag auf ihrer Brust.

Rinaldo stürzte zu Boden. — Bald aber ermannte er sich wieder, und fragte die Umstehenden mit gelassener Stimme:

„Wann starb sie?“

„Vor drei Tagen, unter heftigen Schmerzen.“

„Fluchte sie mir nicht?“

„Sie nahm ihre Liebe zu dir mit in's Grab.“

„Dann dann, so nehme sie mich auch selbst mit!“

Als er das sagte, nahm er den Dolch von ihrer Brust, stieß sich denselben in's Herz, sank bei dem Leichnam nieder, und senkte:

„Serena! öffne deine Arme, dein Rinaldo kommt!“

II.

Die Hamadryade.

Der berühmte Künstler Marfisi, der mit seinen künstlich geformten Wachsfiguren halb Europa durchzogen hatte, kam jetzt nach Rom, und stellte daselbst seine Wachsgalerie aus, als sich eben der Ritter d' Orno dort befand.

Die ganze schöne Römische Welt strömte dem Künstler zu, und seine Kunstwerke erzielten allgemeine Bewunderung. Der gute Ruf von diesen Meisterstücken lief allenthalben herum, und in allen guten Gesellschaften wurde von Marfisi's schönen Wachsfiguren gesprochen. Man kam, und sah, bewunderte, und kaufte; und schon hatten die Goldstücke einiger reichen Lords einen Bacchus, eine Grazie und einen Faun dem Wachs-Kabinette entzogen, als der Ritter d' Orno sich entschloß, den Künstler auch zu besuchen.

Er fand Gesellschaft bei dem Künstler.

Einige Römische Damen mit ihren Eicisbeeren, zwei deutsche Künstler, welche einem deutschen

Baron,

Baron, als freundschaftliche Landsleute, Kunstgefühl beizubringen suchten, und ein Antiquar, der für einen Kenner galt, besahen das Kunstkabinett, in welches unser Ritter jetzt trat.

Marfisi machte mit großer Beredsamkeit seinen Besuch selbst auf die Schönheiten seiner Kunstwerke aufmerksam, und trug starke Belesenheit bei seinen Anpreisungen aus, worüber sich die deutschen Künstler im Stillen kopfschüttelnd ärgerten, indeß der Antiquar laut spitzte.

Die Damen und ihre Führer, der Baron und der Ritter, waren aufmerksame Zuhörer, weil sie weder Kenner, noch Künstler, noch Antiquare waren, und wirklich solcher Erklärungen bedurften, wie Marfisi deren welche, mit sehr geläufiger Zunge, preis gab.

„Jetzt führe ich Sie, meine schönen Damen! und werthgeschätzten Herren! — sprach Marfisi — in das dritte und letzte Kabinett, und mache Sie in demselben, besonders auf eine Hamadryade aufmerksam. Sehen Sie! hier liegt sie auf sanften, grünen, weichem Moos, und — fordert Ihre Bewunderung.“

„Wie bescheiden!“ — murmelte der Antiquar,

„Schön!“

„Schön! schön! — kispelten die Damen.

Die deutschen Künstler lächelten.

Marfisi aber sprach weiter:

„Meine Fantasie hat diese köstliche Hamadryade in der Krisis ihrer Entstehung, reichlich ausgesteuert, und sie darf sich über mich, nicht als über einen Stiefvater, beklagen. Aber auch ich darf mich, wie ich hoffe, nicht des Werks meiner Einbildungskraft schämen.“

„Wie schön und rund!“ — rufte der Baron aus.

„Wie fein und weich!“ — stöhnten die Führer der Damen.

„Schicken Sie meiner Hamadryade — fuhr Marfisi fort; — einige zufriedene Kunstblicke, und Ihren Beyfall.“

„Ganz vortrefflich!“ — lächelte der Baron behaglich heraus.

„Ella è buono!“ — sagten die Damen.

„Non si può dir niente in contrario!“ — setzten die Eiseeßen hinzu.

Die andern sagten nichts; und der Ritter rufte mit einer Art von Entzücken, wie aus einem Traume erwachend, aus:

„Pucca

„Pues sea el triunfo!“

Nun wissen die Leser, daß der Ritter ein geborner Spanier war.

„Wenden Sie nun gefälligst Ihre Blicke — fuhr Marfisi fort; — auf diesen rüstigen, kraftvollen Athleten.“

Die Damen folgten diesem Aufrufe zuerst.

Aber der Ritter blieb bey der Hamadryade stehen, — Er konnte sich an dieser schönen Figur nicht satt sehen.

Ihre funkelnden Augen, ihre glänzenden Haare, ihr reizend geöffneter Mund, ihr gewölbter Busen, die ganze, sanft hingegossene Lage ihres modellirten Körpers, fesselten seine Blicke und seine Aufmerksamkeit so sehr, daß es ihm nicht möglich war, dieses schöne Weib zu verlassen, um einen nervigten Kämpfer zu betrachten.

Die andern wurden bald so laut, daß sie des Ritters verlorne Aufmerksamkeit gar nicht vermißten.

Dieser war noch immer in süßes Anschauen ganz verloren.

Auf einmal schienen die Augen der Hamadryade stärkern Glanz zu bekommen; sie nahmen

an

an Feuer und Lebhaftigkeit zu; — sie schienen sich sogar zu bewegen. Der Mund schien sich zu öffnen. — Dem Ritter fuhr's wie ein elektrischer Schlag, durch alle Glieder. Eine sonderbare Empfindung bemächtigte sich seiner.

Alles was er jemals von Sitten und Sitten-Geschichten und Verwandlungen gehört und gelesen hatte, — und er war in diesem Felde ein Mann von starkem Glauben! — stellte sich jetzt lebhaft vor seine Einbildungskraft, deren Allgewalt ihn in diesem Augenblick an den einzigen Gedanken leitete: die Hamadryade sey für ihn von einer Silfide besetzt, und sehne sich nach seiner menschlichen Freundschaft. Dieser Gedanke war so reizend und schön, daß er sich davon nicht losmachen konnte. Er hielt ihn bis zur Ueberzeugung fest, und faßte sogleich einen Entschluß, der ihn zur Gewißheit bringen konnte.

„Die Hamadryade muß mein seyn!“ — sprach er bei sich selbst, wendete sich rasch gegen ihren Schöpfer, und fragte: — „Ist diese Hamadryade Kopie oder Original?“

„Theils Original, theils Kopie!“ — antwortete Marsis ganz gelassen, und wollte eben

eben die Gesellschaft weiter, zum sterbenden Kato, führen.

Der Ritter trat ihm in den Weg mit der Frage:

„Wie hoch halten Sie die Hamadryade?“

Bedächtig nahm Marfisi Tobak, und antwortete nach einem kleinen Besinnen:

„Hundert Zechinen.“

„Um Kunstfachen muß man nicht handeln; — fiel der Ritter rasch ein. — Ich zahle Ihnen hundert Zechinen, und die Hamadryade ist mein. Die Gesellschaft bezeugt es.

„Für hundert Zechinen; — antwortete Marfisi; — gehört Ihnen die Hamadryade.“

„Haben Sie aber auch bedacht — ?“ — fragte der Antiquar.

„Ich habe alles bedacht!“ — antwortete der Ritter schnell.

„Ich will nicht hoffen, daß der Herr Antiquar glauben, der Preis für dieses Kunstwerk sey zu hoch angesetzt?“ — fragte Marfisi, nicht ohne Empfindlichkeit.

„Der Herr mag glauben, was er will; — fiel der Ritter ein. — Er mag diese Figur so hoch

Hoch schätzen, wie er will; er mag mich und den Verkäufer halten, wofür er will; — hier liegen hundert Zechinen. Signor Marfisi! packen Sie mir die Hamadryade sogleich ein, denn ich bin eben im Begriff, morgen Rom zu verlassen, und will dieses Kunstwerk mit nach Spanien nehmen.“

„Und ganz Spanien wird Ihnen sagen, — fiel Marfisi ein; — daß Sie einen guten Kauf gethan haben.“

Die Damen lächelten. Die deutschen Künstler drehten sich auf den Absätzen herum, und die Eicisbeeren spielten mit ihren Dösen.

Der Baron aber klopfte dem Ritter die Achsel sehr treuherzig, und sagte:

„Nicht sollen Acht und Bann des Heil. Röm. Reichs treffen! Ritter! Sie haben, strafe mich Gott! einen guten Kauf gethan. — Gesehen, gekauft und bezahlt, — wie ein Edelmann, so wahr ich selbst einer bin! — Sie haben meinen Geschmack, so wahr ich lebe! Da ist Fleisch, Konsistenz, und ein Auge! — mich soll der Teufel gleich auf der Stelle holen! — ein Auge, eine Lingerin kann kein schöneres haben. Hätte

ich nicht eine Braut daheim, ich hätte dieses Wesen, auf Parole! selbst gekauft; aber so —
— Genug, Ritter! Sie haben gekauft“ —

„Con amore!“ — lächelten die Damen heraus.

„Veramente! con amore!“ — stimmten die Eicisbeeren ein.

Der Ritter hatte für alles das keine Antwort, und Marfisi strich das Geld ein.

Der Ritter eilte in seine Wohnung, und seine erkaufte Schöne wurde ihm, wohl eingepackt, in einem Kasten nachgetragen.

Schwer athmend stieg er auf dem Zimmer einigemal auf und ab, und wollte endlich eben den Kasten öffnen, als sein Freund Jeronimo eintrat.

Ritter. Guten Abend, Jeronimo!

Jeronimo. Guten Abend! — Was hast du in dem Kasten?

Ritter. Eine Wachsfigur, die ich von Marfisi gekauft habe.

Jero

Jeronimo. Aha! — Theuer?

Ritter. Hundert Zechinen.

Jeronimo. Wetter!

Ritter. Sie ist schön.

Jeronimo. Das glaube ich. — Aber, hundert Zechinen, sind auch eine schöne Summe. — Eine weibliche Figur doch wohl?

Ritter. Eine Hamadryade. — Willst du sie sehen?

Jeronimo. Ein andermal. — Ich komme, dich zu einem Spaziergange aufzufordern.

Diese Aufforderung nahm der Ritter an. — Sie nahmen ihren Weg nach den schönen Garten-
gegenden der Stadt, und wie gewöhnlich, kamen sie bald auf des Ritters Lieblingsgespräch.

Seit langer Zeit war es ein Lieblingswunsch des Ritters, mit Wesen höherer Art in Verbindung zu treten. Fantasie und Bücher stellten ihm die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches dar, und diese war nach und nach beinahe in Gewissheit übergegangen. Er nährte sich mit innigem Vergnügen mit diesen Lieblingsideen, und wer ihm dieselben zu entreißen suchte, war sein Freund nicht. — Jeronimo, sein Freund und Landsmann,

widerstritt nur schwach, hörte ihn geduldig schwärmen, und gab nach, sobald der Ritter hitzig wurde.

In dieser Art wurde auch diesen Abend beim Spazierengehen das Gespräch zwischen beiden geführt.

Als sich der Ritter noch in Spanien befand, hatte er sich eines Tages wegen seiner Lieblingsträumerei mit seiner Mutter und seinem ältern Bruder hart überworfen. Die Sache war so ernstlich geworden, daß der Ritter bald darauf Spanien verließ, und nach Italien gieng. Auch hier hatte er noch keine seiner Hoffnungen realisiert gesehen, aber dennoch blieb er seiner Einbildung getreu.

Kurz nach der Abreise aus seinem Vaterlande, starb sein Bruder eines unverhofften, schnellen Todes. Der Ritter war nun der Einzige seines Hauses. Ihm fielen ansehnliche Güther und der Grafentitel zu. Die Mutter wünschte seine Rückkehr nach Spanien, Sie hatte zwischen ihm und einer

einer reichen jungen Wittwe aus einem der ersten Häuser Spaniens, eine Heurath projektirt, das Ansehen und den Reichthum ihres Hauses zu vermehren. Der Ritter aber, der immer in höhern Regionen schwebte, wollte von einer solchen irdischen Verbindung nichts wissen, und da sich für ihn noch keine Silfide gefunden hatte, so mochte er auch nichts von einer Heurath hören. Italien wollte er auch noch nicht verlassen.

Die Mutter schickte ihm seinen Busenfreund Jeronimo zu, aber auch dieser konnte ihn zu nichts bewegen. Der Ritter studierte in seinen kabalistischen Büchern, hofte immer noch auf eine Silfiden-Erscheinung, und mochte nichts von allen Vorschlägen wissen, die ihm seine Mutter that.

Sein Freund kannte seine Krankheit, und übernahm es endlich, ihn zu kuriren. Dabei aber gieng er sehr methodisch zu Werke.

Jetzt hatte, wie wir wissen, der Ritter die Hamadryade gekauft, und war offenherzig genug, seinem Freunde zu gestehen, daß er ihre Verkörperung wünsche.

Jerónimo. Du würdest also für dieses verkörperte Weib Liebe fühlen?

Ritter. Allerdings.

Jerónimo. Aber die Unmöglichkeit —

Ritter. Darüber sprechen wir jetzt nicht.

Jerónimo. Freund! wirst du nie aus deinen Träumen erwachen?

Ritter. Träume ich wirklich nur, so sind doch meine Träume so angenehm und schön, daß ich nicht geweckt seyn mag.

Jerónimo. Aber, was soll endlich aus dir werden? Wozu soll dich alles das führen? — Du jagst überirdischen Dingen nach, und vergißt, daß du auf der Erde, unter Menschen lebst.

Ritter. Das will ich gern vergessen.

Man klopfte. Der Briefträger trat ein, und brachte einen Brief. Er gieng. Der Ritter öffnete den Brief und las.

Eine Pause.

Jerónimo. Ein Brief von deiner Mutter?

Ritter. Von dem Pater Alois. Meine Mutter ist, schreibt er, sehr krank.

Jerónimo. Krank?

Ritter.

Ritter. Sie wünscht, mich zu sprechen,

Jerónimo. Und du — ?

Ritter. Ich will, sie zu sprechen.

Jerónimo. Nach Spanien?

Ritter. Wir reisen morgen ab.

Jerónimo. Ich bin reisefertig.

Ritter. Nach Spanien; zu meiner kranken Mutter!

Das geschah. — Sie reisten ab, und kamen nach Spanien. Die Hamadryade hatte die Reise unbeschädigt mitgemacht. — Des Ritters Mutter hatte sich gebessert. Ihre Krankheit war nicht mehr von Bedeutung.

Carlos — so hieß der Ritter; — richtete sich seine Zimmer zur äußersten Bequemlichkeit ein, stellte seine mystische Bibliothek auf, und wies der Hamadryade einen gefälligen Platz an.

Jerónimo erhielt einen Hofdienst, und gieng nach Madrid. Dahin begleitete ihn Carlos, ließ sich dem König vorstellen, und gieng auf seine Güter zurück, wo er die Huldigung seiner Unterthanen empfing.

Nach dieser Feierlichkeit vergrub er sich wieder unter seine Bücher, seufzte seiner Hamadryade gegenüber nach einer süßen Erscheinung, verließ seine Zimmer fast nie. Sein einziger Gesellschafter war der Vater Alois, und dieser schien seinen sonderbaren Hang sehr zu begünstigen. — An eine Heurath wurde gar nicht mehr gedacht.

Der reizende Frühling war gekommen. Die Bäume blühten, und süßstehende Nachtigallen lockten in's Freie.

Carlos steng an, seinen Garten liebzu gewinnen. Er besuchte ihn täglich.

Einst lockte ihn das herrliche Wetter des schönsten aller Frühlingstage in den Garten. Er eilte seiner Lieblingslaube zu, trat hinein, und fuhr erschrocken und bestürzt zurück.

Was sah er?

Schlafend ausgestreckt, lag auf der Rasenbank in der Laube, eine Dame in leichte Gaze gehüllt, das Gesicht verschleiert, doch so, daß

Car.

Carlos' unter dem Schleier sogleich das Gesicht seiner Hamadryade erkannte.

Bestürzt und erstaunt stand er ihr gegenüber, und wagte kaum zu atmen.

Die Schöne schien gar sanft zu schlafen, und nur zuweilen hoben Seufzer ihren Busen stärker.

„Ist es möglich!“ — stammelte Carlos endlich, und sank wieder in stumme Betrachtungen zurück.

Auf einmal verließ er schnell die Laube, und eilte auf sein Zimmer, wo er die Hamadryade noch unverrückt, an ihrem alten Platze fand. Er verschloß das Zimmer sorgfältig, gieng wieder nach der Laube zu, trat hinein, und — fand sie leer.

Diese augenblickliche Erscheinung trieb ihn gedankenvoll im Garten auf und ab. Er sann und dachte, und sprach mit sich selbst. — Er gieng auf sein Zimmer zurück, verträumte den Tag, und verträumte die Nacht, mit der süßen Erscheinung beschäftigt.

Er

Er erwachte, und rufte laut aus:

„Ach! daß es doch Wirklichkeit wär, was meine Träume mir gaben; das Glück, mit jener verkörperten Dame verheirathet zu seyn!“

Mit diesem Wunsche gieng er umher, und konnte sich nun gar nicht mehr von seiner Satma-
dryade trennen.

Den dritten Tag darauf frühstückte er mit seiner Mutter und dem Pater Alois in der bekannten Gartenlaube, wo sein Gesicht ihn so glücklich machte, als die Mutter den Faden des Gesprächs ganz unvermerkt auf einen Punkt lenkte, von welchem Carlos ziemlich ungern sprechen hörte.

Mutter. Es war die Mutter des Don Alonzo, unsers Nachbars, die mich gestern besuchte. Ihr einziger Sohn hat gestern einen Erben erhalten. Du kannst leicht denken, daß sie darüber sehr vergnügt ist. Ich wollte mich recht herzlich mit ihr freuen, aber — ich konnte nicht. Und, das ist deine Schuld, Carlos!

Carlos. Fünf Jahre früher oder später geheurathet, was kann das verschlagen?

Mutter

Mutter. Dir nichts. Aber auch mir nicht? mir, der die Jahre nun zugewogen werden? Jetzt könnte ich in deinen Kindern wieder aufleben, aber —

Carlos. Lassen wir das! Es wird sich alles finden.

Mutter. Nur das findet sich, was man sucht.

Carlos. Bei Gott nicht! sonst wär auch ich schon durch Verbindung glücklich.

Mutter. Du würdest glücklich seyn, wenn du es seyn wolltest. Die Gräfin Abrantes, eine der reichsten und schönsten Wittwen Spaniens, kaum zwanzig Sommer alt, eine Dame von Geist, geschaffen mit dem besten Herzen von der Welt, war es, die ich dir als Gattin vorschlug, die dich glücklich, und mich zufrieden gemacht haben würde. Du schlugst ihre Hand aus, und hast sie nicht einmal sehen, nicht einmal sprechen mögen.

P. Alois. Sehen hätte sie Carlos doch sollen!

Carlos. Nun ja! ich will sie sehen. Aber was wird das helfen?

P. Alois.

D. Alois. Man sagt, sie würde sich vermählen.

Mutter. Morgen kommt sie von dem Besuche von einer Tante zurück, und wird hier bei uns wieder einkehren. Dann will sie nach Madrid reisen.

Carlos. Kommt sie hierher, so werde ich sie sehen und sprechen.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und nach dem Frühstück durchwanderte Carlos die romantische Gegend, in welcher sein Schloß lag.

Den folgenden Tag gieng er nach dem nahe gelegenen Kloster, in welchem D. Alois wohnte, und ritt erst spät wieder nach seinem Schlosse zurück.

Hier eilte er sogleich auf sein Zimmer, grüßte seine geliebte Hamadryade mit dem gewöhnlichen Gruße, unterhielt sich mit ihr einige Zeit, wie er immer zu thun pflegte, und wollte sich dann zur Ruhe legen, als er Fußtritte auf der

anste.

anstoßenden Gallerie hörte. Er konnte sich nicht erklären, wer so spät, und ungewöhnlich noch in der Gallerie auf- und abgieng, und öffnete die Thür.

Der Kronenleuchter der Gallerie war mit brennenden Lichtern besetzt, und eine weißgekleidete Dame, ihm den Rücken zugetehrt, wandelte die Gallerie hinauf.

Er erinnerte sich, daß die Gräfin Abrantes, wie seine Mutter gesagt hatte, hier einkehren würde, und war eben im Begriff, wieder in sein Zimmer zurückzutreten, als die Dame sich herumdrehte und auf ihn zukam.

Nun mußte er bleiben. — Er gieng ihr, etwas ärgerlich, entgegen. Sie blieb stehen. Er kam ihr näher, staunte — und trat einen Schritt zurück.

„Das ist d'e Gräfin nicht!“ — sprach er leise bei sich selbst, und sah sich dem lebenden Ebenbild seiner geliebten Hamadryade gegenüber, wie das schon vor einigen Tagen, in der Laube, der Fall war.

Er staunte, zitterte, und konnte nicht sprechen.

Die

Die Dame schien etwas weniger verlegen zu seyn, trat ihm ein paar Schritte näher, und fragte mit melodisch sanfter Stimme:

„Ist das Don Carlos?“

„Ja Himmlische! du kennst mich;“ —
stammelte er.

„Carlos! Carlos!“ — lächelte die Dame.

Er schien sich zu erholen. Nach und nach kam er wieder zu Fassung, und das Gespräch begann.

Er. Gehst mir jetzt meine Sonne in stiller Nacht auf?

Sie. Carlos! dieser feierliche Ton —

Er. Soll ich endlich glücklich seyn?

Sie. Glücklich?

Er. Unausprechlich glücklich!

Sie. Endlich?

Er. Nach so langem Seufzen? nach so vielen heißen Wünschen?

Sie. Carlos! — Ich begreife nicht —

Er. Du, o du! — wie soll ich dich nennen?

Sie. Miranda ist mein Name.

Er. Miranda! himmlische Miranda!

Sie. Carlos! wie soll ich —

Er.

Er. Wirst du bei mir bleiben?

Sie. Bei Gott, Carlos! ich könnte glauben —

Er. Glaube nur, daß deine Erscheinung mich glücklich macht, und ich bin es!

Sie. Meine Erscheinung?

Er. Ja, ich werde glücklich seyn, wenn du mich liebst.

Sie schlug die Augen nieder. Er stürzte vor ihr nieder, ergriff zitternd ihre Hand und wagte es, sie zu küssen.

Er. O! diese schöne Hand! — Nie will ich sie wieder fahren lassen; fest will ich sie halten auf ewig. Diese reizende Verkörperung macht mich zum Glücklichsten auf Erden. Alle meine Wünsche sind erfüllt.

Sie. Carlos! sollte kein Irrthum —

Er. Quäle mich nicht länger!

Sie. Nicht länger? — Ich? —

Er. Sag es mir selbst, daß du mein heißes Flehen erhört, daß du meinewegen dich verkörpert hast, reizende Hamadryade! und daß ich glücklich seyn soll.

⊗

Sie.

Sie. Bel' Gott, guter Carlos! Ich verstehe von dem allen kein Wort.

Er. Kein Wort?

Sie. Ich kann nicht begreifen wie —

Er. Miranda! folge mir zu deiner unbelebten Schwesterbildung, und sage mir dort, was du hier mir nicht sagen willst.

Er nahm sie bei der Hand, führte sie in sein Zimmer, und stellte sie der Hamadryade gegenüber. Erschrocken erblickte sie hier ihr vollkommenes Ebenbild.

Sie. Was ist das?

Er. Kennst du dich nicht?

Sie. Wie kommt Carlos zu dieser Figur?

Er. Hier hatte ich ihr den Tempel meines Wunschs geweiht. Und nun ist die Göttin mit selbst erschienen. Großmüthiges, gütiges Wesen! Deine Erscheinung befestiget mein Glück.

Er war außer sich, als er das sagte. Er warf mit Ungestüm seine Arme um ihren Nacken, drückte sie fest an seine Brust, und preßte seine Lippen entzückt an die ihrigen.

„Car.

„Carlos! was soll das?“ — stammelte Miranda mit bebender, von glühenden Küffen erstickter Stimme.

„Mein! mein auf ewig!“ — rufte Carlos entzückt aus. —

Die Thür gieng auf. Carlos Mutter trat in das Zimmer. — Er hörte und sah nicht. — Miranda erblickte die alte Gräfin, machte sich erschrocken aus Carlos Armen los, schrie laut auf, warf sich auf ein Sofa und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

Carlos drehte sich herum und sah seine Mutter.

Carlos. Mutter! gute Mutter! Jetzt ist Euer Carlos glücklich.

Mutter. So bin auch ich glücklich. Wie schön kömmt du dem Wunsche meines Herzens zuvor!

Carlos. Wußtet Ihr —

Mutter. Ich wußte, daß du, wenn du die Gräfin Abrantes sehen, sprechen würdest —

Carlos. Die Gräfin Abrantes? — Hiet ruht meine Miranda, und nur mit ihr kann ich glücklich seyn.

Mutter. Du wirst es seyn.

• •

Car.

Carlos. Mit Miranda werde ich es seyn.

Mutter. Mit Miranda, Gräfin von Abrantes, wirst du glücklich seyn.

Carlos. Wie?

Miranda. Irgend ein Geheimniß, ein Irrthum waltet hier. Ich kann das Räthsel nicht lösen. Aber einem Irrthum soll Carlos sein Glück nicht aufopfern. Ich vergesse es, ich vergebe ihm, was er gethan hat. Er hat alles, was er gesagt hat, nicht der Gräfin Abrantes gesagt. Er sprach von einer glücklichen Erscheinung, von Verkörperung eines überirdischen Wesens, und sein Ungeßüm lies mich nicht zum Worte kommen. Carlos ist nicht an sein Versprechen gebunden, denn er hat es nicht mir, sondern ich weiß nicht welchem Wesen, gethan. Sein Irrthum soll ihn nicht binden. Aber, ich bete um Erklärung.

Carlos schien aus einem Traume zu erwachen. Er kam zu sich, nahm sich der Gräfin, nahm ihre Hand, drückte sie sanft, und sagte:

„Morgen, schöne Miranda! — morgen werde ich Euch hinreichende Erklärung geben. Laßt mich
mei-

meinen Irrthum mein Glück seyn. Ihr sollt es nie bereuen, mich glücklich gemacht zu haben. Schloß wohl, und laßt mich von Euch träumen.“

Er führte sie auf ihr Zimmer. Die Mutter folgte, und wünschte gute Nacht! indem sie beide verließ.

An der Thür des Zimmers blieb Carlos stehen. indem Miranda, wie es schien, sehr bewegt, sich auf ein Ruhebett warf. Er zögerte zu gehen. Er trat einen Schritt von der Thür zurück und schien nicht Muth genug zu haben, sich zu nähern.

Er. Hat mir Miranda nichts mehr zu sagen?

Sie. Was sollte sie Euch sagen?

Er. Gar nichts?

Sie. Sie wünscht Euch, wohl zu ruhen.

Er. Wohl zu ruhen? Wird das möglich seyn?

Ihre Antwort war ein Seufzer. — Er trat ihr näher, nahm ihre Hand und wollte sie küssen.

Sie zog die Hand sanft zurück.

Sie. Carlos! bedenkt —

Er. Was hat man zu bedenken, wenn man liebt?

Sie. Ich bin die Gräfin Abrantes, und Ihr habt eine Ueberirdische erwartet.

Er. Miranda selbst ist mir erschienen.

Sie. Ach Carlos! erklärt Euch doch.

Er. Es soll geschehen. Nur heute nicht; nur jetzt nicht.

Sie. Und warum nicht eben jetzt?

Er. Ihr würdet mich vielleicht hassen —

Sie. Hassen?

Er. Könnte mich Miranda lieben?

Sie seufzte. Er ergriff ihre Hand wieder und bedeckte sie mit Küffen. Sie zog die Hand jetzt nicht zurück. Er warf sich vor ihr nieder, und legte sein glühendes Gesicht auf ihren wallenden Busen.

Sie. Carlos! nicht so! Nicht so, guter Carlos!

Er. Bei Gott, nicht anders, gute Miranda! — So schwöre ich dir auf ewig Liebe und drücke mit diesen Lippen meinen Schwur auf dein Herz.

Sie.

Sie. Ach Carlos!

Er. Kannst du mich lieben?

Sie. Ich werde — ja, ich liebe dich!

Er. Schwur gegen Schwur?

Sie. Schwur gegen Schwur!

Er. Nun bin ich glücklich!

Als er das sagte, sprang er auf.

Sie. Schlaf wohl und träume süß, guter Carlos!

Er. Ich gehe nicht von dir.

Sie Carlos!

Er. Ich bleibe hier bei meiner schönen Braut.

Sie. Nein, Carlos!

Er. Miranda erlaube mir das.

Sie. Ich bitte dich, laß —

Er setzte sich zu ihr, drängte sie sanft zurück, und machte sich bald Platz neben ihr. — Die Liebe feierte nie eine süßere, wollüstigere Stunde, als jetzt, da Arm in Arm Carlos und Miranda ohne Sprache zusammen lagen, da kein Wort mehr über ihre Lippen kam, da Küsse ihre gegenseitigen Seufzer verschlangen und die raschesten Athemzüge sich mit einander vermischten; da

ihre Seelen in einander flossen und ihre Körper sich vereinten.

Die Nacht entfloß. Der Tag brach an, und Carlos eilte auf sein Zimmer.

Er lag noch im Bette, war aber eben erwacht, als der P. Alois in sein Zimmer trat — Ein schnelles Roth überflog Carlos Wangen, und er bot dem Vater etwas verlegen einen guten Morgen.

Der Vater war ein Menschenkenner. Er machte nichts von seinen Vermuthungen kund.

P. Alois. Eure Mutter hat mir —

Carlos. Hat sie Euch erzählt — ?

P. Alois. Was gestern Abend vorgefallen ist, was sie gesehen hat, hat sie mir erzählt.

Carlos. O! Ihr wißt noch nicht alles.

P. Alois. (lächelnd) Wohl möglich!

Carlos.

Carlos. Ich war ganz glücklich und werde es in Mirandens Besitz ewig seyn.

P. Alois. Wirklich?

Carlos. So gewiß ich Leben und Daseyn habe!

P. Alois. Nun, so bedankt Euch dafür bei mir, und bei Eurem Freunde Jeronimo.

Carlos. Wie so?

P. Alois. Ich, der ich Euch kannte, hatte den ersten Einfall dazu, und Jeronimo hat das Modell so geschickt besorgt, daß Marfisi ein Meisterstück geliefert hat. Eure Hamairade, die Ihr kaufet — worauf wir rechneten, und was uns gelang —

Carlos. Ist Mirandens Kopie?

P. Alois. So ist es.

Carlos. Ihr —

P. Alois. Still! — Uns nicht etwa geschimpft. Ihr seyd ja glücklich. Eine Siffide war Euch nie erschienen.

Carlos. Sagt mir die Wahrheit: wußte Miranda um den Plan?

P. Alois. Bei der Glaubwürdigkeit meines Standes! kein Wort.

Carlos. Das freuet mich sehr! — Ihr Herren! die Geschichte ist lustig. — Thut mir den Gefallen, Herr Vater, geht sogleich zu meiner Braut, und erklärt Ihr alles, was Erklärung verdient.

P. Alois. Schön!

Carlos. Aber — ich bitte! — mein Gläubenssystem macht nicht gar zu lächerlich.

P. Alois. Bewahre!

Der Vater gieng, und Carlos verlies das Lager. — Kaum war er völlig angekleidet, als seine Zimmerthür aufgieng und Miranda, im niedrigsten Morgengewande herein und an seinen Hals flog.

Sic.

Sie. Guten Morgen, du lieblicher Schwärmer!

Er. Liebe Miranda!

Sie. Führe mich zu meinem wächsernen Ebenbilde. Ich will es küssen, dieses Schwesterbild, das dich in meine Arme warf; in Arme, die dich fest halten werden mit ewiger Treue und Liebe.

Er. Ach Miranda! laß uns recht glücklich seyn!

Sie. Das wollen wir, das werden wir seyn! und wenn dich mir etwa ja noch einmal wieder eine Silfide raubyn wollte —

Er. So ziehen mich diese Blicke gewiß wieder zurück.

Die Leutchen liebten sich recht herzlich. Der Priester gab sie bald darauf zusammen. Ihre Ehe war glücklich; und die Hamadrade blieb, — was sie noch bis auf den heutigen Tag ist; — ein lehrreiches Familienstück.

Wer

Wer nach Spanien kommt, bestimmet die Hamadrade zu sehen, wenn er sie zu sehen verlangt, und hört die Geschichte erzählen, wie er sie hier gelesen hat.

III.

N o s a F i o r a .

Der rauschende Jubel der Karnevalslustbarkeiten war vorüber, und die Bewohner der Stadt Rom gingen von der Schellenkappe zum Duschgewande mit gewohnter Willensergebung über. Das ausgelassene Heer frecher Spasmacher war verschwunden, und die bescheidenen Devoten nahmen ihre Plätze ein. Alles war so ehrbar, so feierlich still, und keine Seele schien jetzt andere, als fromme Gedanken zu haben. Die lauten Ausbrüche der Ausgelassenheit waren ohne zurückgebliebene Spur verhallt. Jetzt tönte keine Aufmunterung zum Scherz aus den Schlupfwinkeln der Freude; ernstlich einladend erklangen nur die Glocken, und rufen in die Kirchen zu frommen Betrachtungen die Menschen.

Auch Fernando folgte diesem helltönenden Rufe an dem heiligen Tage, an welchem das sichtbare Kirchenoberhaupt zu Rom mit Christli-

cher

Der Wille die böse Keher in die geistliche Reichsacht zu erklären pflegt.

Er gieng eben nach der Peterkirche zu, eine Messe zu hören, und — hörte keine.

So geht es den Menschen mit ihren Entschlüssen!

Eine dicht verschleierte Dame wandelte auf den breiten Marmorplatten ihm entgegen, glitschte aus, und fiel nieder.

Fernando sprang hinzu, hob die Dame auf und sah einen allerliebsten Fuß. Einen Fuß, so niedlich und reizend, wie er noch nie einen gesehen hatte.

Die gemachte Bemerkung, und das, was er sah, störte ihn aber nicht im geringsten in der Entrichtung des Zolls der höflichsten Theilnahme an dem Unglücksfall, der der schönen Besitzerin des artigen Fußes zugestoßen war.

Sie dankte ihm sehr verbindlich, und gab ihm, ziemlich treuherzig von der Dankbarkeit gestimmt, die Hand.

Es war eine schöne Hand, die Fernando jetzt in der seinigen hielt. Sie war so schön, daß

daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu küssen.

Das bemerkte die Dame nicht, wie es schien.

„Seht, — sagte sie, — ich hinke. Der linke Fuß thut mir sehr weh.“

„Ich will nicht hoffen, daß“ — antwortete Fernando sehr besorgt.

„Von Bedeutung wird's nicht seyn, — fuhr die Dame fort. — Indessen, da Ihr einmal die Gefälligkeit hattet, mich aufzuheben, so bitte ich um die zweyte, ohne welche ich schwerlich meine Wohnung werde erreichen können, ob wir gleich derselben auf weniger als anderthalb hundert Schritte nahe sind.“

Fernando verstand die Bitte, und reichte ihr so gleich seinen Arm. Sie hieng sich fest an. Es wurde kein Wort weiter gewechselt. So kamen sie an ihre Wohnung.

Ihr Mädchen sprang ihr entgegen; die Dame lehnte sich auf ihre Schulter, und nahm dankend Abschied von ihrem Führer.

„Darf ich — stammelte Fernando, — nicht so glücklich seyn, Euren Namen zu erfahren?“

5

„Wein

„Mein Name ist sehr unbedeutend. So unbedeutend, wie ich selbst bin;“ — lächelte sie ihm zu, und hob jetzt ihren Schleier auf.

Fernando war um den herrlichen Anblick zu beneiden. Er sah das Gesicht einer Huldgöttin vor sich, blickte in ein paar strahlende schwarze Augen voll Feuer und Lebhaftigkeit, verlor sich im Anschauen, und verlor zugleich die Sprache.

Die Schöne bedankte sich nochmals abschiednehmend, und wollte sich entfernen, als Fernando wieder zu sich kam.

„Darf ich — stotterte er — gar kein Andenken mit mir nehmen?“ —

Sie lächelte, und reichte ihm eine Rose, die sie vom Busen nahm. — Er küßte die Rose, und die Dame war verschwunden.

„Mein Gott! wer ist sie? wie heißt sie?“ — rufte Fernando aus, und blieb wie angewurzelt vor der Hausthür stehen.

Ein Abbatte strich, ihn aufmerksam betrachtend, nahe an ihm vorbey, und gieng in das Haus,

Haus, in welches die schöne Elyndra gegangen war.

„Mein Herr!“ — rief ihm Fernando nach.
Der Abbate hörte nicht auf sein Rufen, und war schnell verschwunden.

Fernando sah an die Fenster. Die Jalousieen vor denselben waren kaum halb geöffnet.

Ein Offizier gieng auf das Haus zu. Fernando trat ihm rasch in den Weg.

„Verzeiht, mein Herr!“

„Was beliebt?“

„Ihr geht in dieses Haus?“

„Ja.“

„In diesem Hause wohnt eine Dame, die“ —

„Es wohnen mehrere Damen in diesem Hause,“ — antwortete der Offizier gelassen, und gieng in das Haus.

Fernando kreuzte wie ein Trunkener vor dem Hause hin und her. Er erhielt keinen Aufschluß, wie er ihn zu erhalten wünschte und gieng mit langsamen Schritten in seine Wohnung zurück, die kaum fünfzig Schritte von der Wohnung der Dame entfernt war.

Vor der Hausthür sah er sich noch einmal um, und erblickte einen tief in einen rothen Mantel gehüllten Mann hinter sich. Dieser schien ihn zu beobachten, entfernte sich aber so gleich, als er sich strirt merkte.

Fernando hatte keine Gedanken, als an die Dame, und schlich traurig und nachdenkend auf sein Zimmer. Er steckte die Rose allein in einen Blumentopf, und verschloß, um sich ungestört seinem Nachdenken überlassen zu können, sein Zimmer.

Gegen Abend war seine Thür wieder offen, und sein Freund Alviano kam, ihn zu besuchen. Sein Gespräch stimmte ihn nach und nach um, und seine üble Laune verlor sich.

„Ich bleibe diesen Abend bey dir, — sagte Alviano, — um einige Bouteillen Wein mit dir zu leeren, und mir deine Geschichte erzählen zu lassen, die du mir schon so oft zu erzählen versprochen hast.“

Es wurde Wein gebracht. Es wurde getrunken, und Fernando erzählte:

„Ich bin, wie du schon weißt, der zweyte Sohn des berühmten Hauses Menesses de Meno Abaco in Spanien. Mein Vater ist todt, und ich bin der Augapfel meiner Mutter, die jetzt in Madrid lebt, wo mein Bruder Kämmerer des Königs ist. — Meine Lust zu reisen zog mich nach Italien, und als ich mich einige Wochen in Neapel aufgehalten hatte, gieng ich hieher nach Rom.“

„Hier lernte ich, wie ich dir schon gesagt habe, auf einem Balle in der Villa Borghese die Gräfin Mirabella kennen, deren Geschlechtsname dir mehr als zu wohl, und eben so wohl, als der Geschlechtsname ihres verstorbenen Gemals bekannt ist. Sie fesselte meine Aufmerksamkeit, sie erreyte Leidenschaft in mir. Ich suchte ihre Bekanntschaft und erhielt sie. Bald liebten wir uns herzlich, und es schien so gar, als würde es zwischen uns beyden zu einer ernstlichen Verbindung kommen. — Sie schwur mir ewige und unverbrüchliche Treue, und — hintergieng mich.“

Ich erhielt ausgemachte Proben, untrügliche Beweise ihrer Treulosigkeit, und zog mich zurück. Ich schrieb ihr alles, was ich ihr über den Vorgang und ihr Betragen zu schreiben hatte. Sie entschuldigte sich sehr abgemacht. Ueberzeugen konnte sie mich gar nicht. Ich brach mit ihr, und sah sie nicht wieder. — Das ist meine Geschichte; und sie ist sehr alltäglich.“

Alviano. Fürchtest du nichts von der Rache sucht der Grafen?

Fernando. Was soll ich fürchten? — Daß ich nicht vielmehr mich fürchten?

Alviano. Wie man's nimmt!

Fernando. Ich denke gar nicht mehr an sie.

Alviano. Daß du aber in Rom bleibst? —

Fernando. Ich habe Lust, auch recht lange hier zu bleiben. — Es gefällt mir eben jetzt hier, besser, als jemals.

Alviano. Du hast doch nicht etwa wieder eine neue interessante, weibliche Bekanntschaft gemacht?

Fernando. Wer weiß! —

Alviano. Hüte Dich!

⊙

⊙

Fern

Fernando. Wie, so?

Alviano. Ich weiß es mit Zuverlässigkeit, daß die Gräfin alle deine Schritte genau beobachtet.

Fernando. Warum thut sie das?

Alviano. Sie ist eifersüchtig.

Fernando. Was hilft es ihr?

Alviano. Nichts. — Aber, sie ist dennoch eifersüchtig auf dich, weil du sie nicht mehr liebst. Vielleicht hat sie auch noch nicht die Hoffnung aufgegeben, dich wieder an sich zu ziehen.

Fernando. Das ist unmöglich!

Alviano. Die Verliebten glauben nicht an Unmöglichkeiten.

Fernando. Wie kann sie mich noch lieben, da sie mir ungetreu wurde?

Alviano. Wenn sie dir auch wirklich ungetreu wurde, so glaubt sie das doch vielleicht selbst nicht. Die Weiber sind die sonderbarsten Kreaturen auf Gottes Erdboden. Was sie sich selbst erlauben, erlauben sie deshalb ihren Liebhabern noch nicht. Sie verlangen Schonung, wo sie keine geben, und was sie bei sich selbst verantworten,

ten zu können glauben, das glauben sie eben so gut vor der ganzen Welt verantworten zu können — Ich gebe dir mein Wort, Mirabella läßt dich beobachten. Und merke sie, daß du eine neue Liebchaft hast, so stehe ich dir für nichts; denn eine abgedankte Geliebte ist beleidigt, und Beleidigung gebiert Rachsucht. Zu dem weißt du, wie heftig Mirabella ist.

Fernando. Was will sie denn? Ich störe sie ja nicht in ihrem Vergnügen. Ich mißgönne ihr keine Freude.

Alviano. So denkt sie aber vielleicht nicht.

Fernando. Sie mag denken, was sie will. — Laß uns davon abbrechen. Ich habe keinen Gedanken mehr für Mirabellen. — Trink, und erzähle mir Neuigkeiten.

Alviano. Neuigkeiten? — In diesen stillen Tagen giebt's keine Neuigkeiten in Rom.

Sie sprachen darauf von gleichgültigen Dingen, leertem die Flaschen, und schieden spät von einander.

Fernando verfehlte nicht, den folgenden Morgen die Kunde vor dem Hause der bekannten unbekanntten Dame zu machen. Er sah und hörte sie nicht. Vergeblich durchsuchte er einige Kirchen, und fand sie in keiner.

Eben so gieng es ihm den zweyten und dritten Tag.

Den zweyten Osterfeiertag erblickte er bey der linken Kolonnade der Kirche zu St. Peter das Mädchen, auf deren Schulter sich die Dame, die wir kennen, unter ihrer Hausthür gelehnt hatte. Er gieng sogleich auf sie zu, und redete sie ohne Umstände an.

Er. Kennst du mich noch?

Sie. O ja! Ihr seyd der artige Herr, der meiner Herrschaft beygestanden hat, als sie —

Er. Nun ja! Du kennst mich also. — Wie befindet sich deine Herrschaft? Es hat doch keine Folgen gehabt?

Sie. Ein wenig Verrentung. Weiter nichts. Jetzt ist sie wieder wohl auf. Sie hat diesen Morgen eine Messe gehört.

5 9

Er.

Er. Sag' ihr, daß ich dich gesprochen habe, und daß ich mich herzlich über ihre glückliche Wiederherstellung freue. — Zugleich sag' ihr, daß ich eben so herzlich wünsche, von ihr die Erlaubniß zu erhalten, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen. — Und, nun. — eine Bitte an dich, artiges Schelmengauge!

Sie. Was sagt Ihr? — Schelmengauge?

— Ich bin die Aufrichtigkeit selbst.

Er. Das wollen wir gleich hören.

Sie. Was?

Er. Ich — meine Bitte an dich.

Sie. Laßt sie hören. Wenn ich sie erfüllen kann, soll's gewiß gern geschehen.

Er. Wer ist deine Herrschaft? Wie heißt sie?

Sie. Was die Signora ist, das ich diene, weiß ich, so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, selbst nicht. Ich bin aus Luffa gebürtig, und bin durch Rekommandation, in Venua vor acht Wochen in ihre Dienste gekommen. Sängere kenne ich sie nicht. Indessen schreibt sie nicht hier geboren zu seyn. Und was — — dort geht jemand,

mand, Ihr unterbeachtet. Ich komme zu Euch.
Wo wohnt Ihr?

Fernando bezeichnete ihr sein Quartier, und
das Mädchen lief eilig davon.

Unser neugieriger Freund tröstete sich mit der
Hoffnung, die Rosa werde Wort halten; und das
that sie den folgenden Morgen wirklich. Sie
überraschte ihn beim Frühstück.

Sie. Seht, wie gewissenhaft ich bin! Da
bin ich schon. Ich habe vorgegeben eine Messe
hören zu wollen, und komme zu Euch zur Rechte.

Er. Vielmal willkommen! — Du sollst den
Weg nicht umsonst gemacht haben.

Sie. Still davon. — Ich bin nichts weni-
ger, als interessiert. Auch kann ich die interessir-
ten Menschen nicht leiden.

Er. So sollst du mich gewiß leiden können.
— Vor allen Dingen: Du frühstückst doch mit
mir?

Sie. Mit Vergnügen. — Ihr hört, ich
bin aufrechtig.

Er. Desto schöner!

Gut.

Sie.

Sie. Euer Kompliment an meine Signora habe ich ausgerichtet. —

Er. Nun? — Und deine Signora —

Sie. „Wo triffst du ihn?“ fragte sie mich. Ich sagte es ihr. — „Er scheint sehr fromm zu seyn,“ lächelte sie, „Er wünscht — fuhr ich fort — die Erlaubniß zu erhalten, Euch aufzuwarten zu dürfen.“ Sie schwieg und sah mich an. „Du weißt ja, daß das nicht angeht,“ sagte sie endlich.

Er. Warum geht es nicht an?

Sie. Das weiß der Himmel! wir werden wie Nonnen bewacht.

Er. Ist deine Signora verheurathet?

Sie. Ich weiß es nicht. Aber bis jetzt habe ich noch keinen Menschen gesehen, der wie ihr Mantu aussah.

Er. Bewacht Euch ein Onkel, ein Bruder, oder ein Liebhaber der Signora?

Sie. Auch darauf kann ich weder Ja noch Nein sagen. Bey uns geht alles geheimnißvoll zu. Genug, Aufpasser giebt's in Menge um uns herum. Warum sie aber der Signora Thun
und

und Lassen so sehr in Beschlag genommen haben, und wesswegen sie das thun, das weiß ich nicht. Selbst meine Signora ist erschrecklich geheimnißvoll, und ich weiß von ihrem Stande, Einkommen, und von allem was sie thut, oder nicht thut, gar nichts.

Er. Sonderbar!

Sie. Freilich wohl! Aber, so ist's nun einmal. — Wir leben sehr einsam, und sind, wie gesagt, wahre Nonnen!

Er. Besucht deine Signora keine Gesellschaften?

Sie. Ein einziges mal war sie, seit wir hier sind, auf einem Ball.

Er. Bekömmst sie keine Besuche?

Sie. Selten.

Er. Und wenn sie welche bekömmt —

Sie. So sind es Besuche von alten Damen, Priorinnen und dergleichen Leuten. Kömmt nun ein solcher Besuch, so werde ich fort geschickt.

Er. Wie heißt deine Herrschaft?

Sie. Ich habe sie noch nie nennen hören! Signora! Signora! und das ist alles.

Er.

Er. Du weißt auch gar nichts!

Sie. Laider!

Er. Für deine Spähungskraft ist das keine Empfehlung.

Sie. Das weiß ich wohl! — Aber, was kann ich thun? Meine Signora ist so geheimnißvoll, wie ein ausgelernter Staatsmann.

Die Thür gieng auf und eine verlarvte, in einem rothen Mantel gewickelte Figur, trat in das Zimmer.

Laurette, so hieß das Mädchen, welches jetzt mit Fernando frühstückte, sprang mit einem lauten Schrey auf, und lief in eine Ecke des Zimmers.

„Was soll das heißen? Wer bist du?“ — fragte Fernando.

Der Rothmantel warf stillschweigend einen versiegelten Brief auf den Tisch, und wollte wieder gehen.

Fernando stellte sich ihm in den Weg und fragte abermals: „Wer bist du?“

„Der Teufel!“ — brummte der Rothmantel.

„Kels

„Keine Dossen!“ — sagte Fernando, und riß ein Pistol von der Wand.

„Laß das gut seyn! — sagte der Rothmantel. — Was willst du von mir? Habe ich dich beleidiget? — Lies den Brief, Adio!“

Damit gieng er zum Zimmer hinaus.

Fernando legte das Pistol gelassen auf den Tisch und entriegelte den Brief. Er fand nur die Worte:

Sieh dich vor!

In demselben, und warf ihn verdrüsslich auf den Tisch.

„Eine Maschine der Gräfin!“ — sprach er bey sich selbst, und setzte sich nieder.

Laurette kam zitternd aus ihrem Winkel, und sah ihn fragend an.

Er. Da, Lieb!

Sie. Ey! — Was soll das sagen?

Er. Ich weiß es eben so wenig, als du es weißt.

Sie. Ich bin entsetzlich erschrocken!

Er. — Wovon sprächen wir, wie der Narr kam?

Sie.

Sie. Von — — Ja! von dem geheimnißvollen Wesen meiner Signora.

Er. Ich habe also keine Hoffnung sie zu sprechen?

Sie. Wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt, so will ich zusehen, ob ich Euch einmal ganz unvermerkt ihre Zusammenkunft mit ihr verschaffen kann. Es versteht sich, vor der Hand, am dritten Orte.

Er. Wo?

Sie. Ich will suchen, sie zu einem Spaziergange zu bereben. — Und, kann ich sie überreden, so sollt Ihr Nachricht von mir erhalten, wohin wir gehen.

Er. Das ist alles sehr ungewiß!

Sie. Mehr kann ich nicht thun.

Er. Willst du deiner Signora diesen Brief geben, den ich gestern schon auf diesen Fall geschrieben habe?

Sie. Herzlich gern.

Er. Das Botschaftslohn —

Sie. Seyd doch nicht so wunderbarlich!

Er.

Er. Nimm!

Sie. Ach nehm!

Er. Nimm! nimm!

Sie. Den Brief soll sie gleich haben. —

Lebt wohl! — Ich spreche Euch bald wieder.

Fernando zeigte seinem Freunde Alvaro den Brief, den der Rothmantel zurück gelassen hatte. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf. Er verwarf die Meinung Fernando's von Mirabellens Maschinerie, und meinte, dahinter müsse etwas ganz anderes stecken.

Den folgenden Tag erschien Laurette wieder.

„Euer Brief, — sagte sie, — ist bestellt, und hier, bringe ich Euch eine Antwort.“

Fernando riß den Brief begierig auf, und las:

„Ihr sagt mir mehr, als ich Euch glauben kann. — Habt Ihr die Rose noch, die ich Euch gab?“

„Bey Gott! auf meinen Brief ist das sehr wenig geantwortet,“ — sagte Fernando.

S

„Das

„Das thut mir leid! — seufzte Laurette. —
Wißt Ihr aber auch, daß wir heute noch aus-
ziehen?“

„Heute noch? So schnell? — — Und
wohin?“

„Das will ich Euch im Vertrauen sagen: In
ein Gartenhaus der Pauls. Straße. *) — Und
nun, — auf Wiedersehen! Ich habe Eil.“

Den folgenden Tag machte sich Fernando
ein Quartier in der Pauls. Straße aus, und be-
zog es so gleich.

Schon den Morgen darauf sah er, was der
Zufall für ihn gethan hatte, und war darüber
hoch erfreut. Er wohnte der unbekanntem Dame
seines Herzens gerade gegen über.

Laurette erschrock als sie ihn am Fenster
erblickte, und sprang vor Schrecken — gerade
auf sein Zimmer.

Sie, Herr Ritter! Ist es möglich? Ihr seyd
uns so nahe!

*) Strada di Porta S. Polo.

Er. Wie du siehst. — Deine Signora ist mein Wagner. Ich liebe sie. Ich muß sie sehen. Ich muß sie sprechen, es koste auch, was es wolle.

Sie. Entreegeld nehmen wir nicht!

Er. Keinen Scherz!

Sie. Je nun! Ihr seyd vermuthlich reich, und möchtet etwa denken —

Er. Reich bin ich, aber ich denke nichts, als daß ich die Liebe deiner Signora zu verdienen hoffe. Sie soll mich prüfen, Ich unterwerfe mich jeder Probe, jeder Prüfung, und hoffe sie zu überzeugen, wie sehr ich sie liebe.

Sie. Das sage ich ihr alles wieder.

Er. Ach! was wollte ich ihr nicht selbst sagen, wenn ich sie sprechen könnte.

Sie. Ihr seyd wohl recht gut! — Ihr danyert mich!

Er. Ach, Laurette! du weißt nicht, wie mir ist.

Sie. Still! — Wißt Ihr was? — Ja!
— Das muß gehen!

Er. Was?

Ja

Sie.

Sie. Wir haben einen schönen Garten an unserer Wohnung. Meine Signora hat das ganze Revier gemiethet. Morgen früh, wenn sie im Garten frühstückt, gebe ich Euch am Fenster einen Wink. Ihr kommt. Ich führe Euch in den Garten, und — — Aber, verrathen müßt Ihr mich nicht!

Er. Ory unbesorgt! — Es bleibt dabey?

Sie. Es bleibt dabey!

Gesagt, gethan. — Fernando kam in den Garten und nähete sich mit ängstlich klopfendem Herzen der Laube, in welcher die Signora frühstückte. — Er trat näher. Sie sprang auf, trat heraus, und Fernando stürzte, ihr die Hand küssend, so gleich vor ihr nieder.

Sie. Was ist das?

Er. Verzeiht!

Sie. Herr Ritter! —

Er. Meine Kühnheit —

Sie. Steht auf!

Er. Nicht eher, bis —

Sie.

Sie. Steht auf!

Er. (steht auf). Ach Signora! mein Herz —

Sie. Ihr habt mir einen schönen Brief geschrieben. —

Er. Mein Herz sprach in dem Briefe.

Sie. Ich schätze Euer Herz. — Ihr seyd ein Mann von Ehre. — Aber, was Ihr mir in jenem Briefe sagtet, war viel zu schmeichelhaft, als daß ich es sollte glauben können.

Er. Glaubt es! Ich habe nicht geschmeichelt. Ich haße Schmeicheleien. Dafür ist mein Herz Euch ein sicherer Bürge.

Sie. Ich habe gar nichts gegen Euer Herz. Es mag ein recht sehr gutes Herz seyn. Ich will es glauben. Aber — — Berzethe mir! Ich schmeichle auch nicht. — Ihr seyd ein viel zu bedeutender junger Mann, als daß ich glauben könnte, es gäbe keine Ansprüche auf Euer gutes Herz, die —

Er. Keine!

Sie. Je nun! Aber —

Er. Keine mehr!

Sie. Es haben also doch welche gegeben? Und
 — — Eine Frage: Kennt Ihr mich?

Et. Nein! — Aber ich liebe Euch.

Sie. Wißt Ihr auch — Gesezt nun, ich
 nähme das mir angebotene Herz in Beschlag! —
 Wißt Ihr auch, wie man Ihr dieses Euer Kleinod
 anvertraut? — Da Ihr mich nicht kennt, so
 solltet Ihr doch nicht so gar sehr freigebig mit
 Eurem Schatze seyn. Euer Herz könnte durch
 Eure Leichtgläubigkeit leicht in schlimme Hände ge-
 raten und — dann? — — Ihr habt mich
 nur ein einziges mal gesehen, habt nicht hundert
 Worte mit mir gesprochen, und bietet mir so
 gleich Euer Herz an. Ueberlegt, was Ihr ge-
 than habt! — Ich will — Ich bin ein Weib,
 und wir Weiber sind in diesem Punkte alle leicht-
 gläubig und eitel! — Ich will so gar glauben,
 daß meine Figur Eindruck auf Euch gemacht hat.
 Ist das Gewinn für Euch? — Oft deckt eine
 schöne Schale einen schlimmen Kern. Herrt mein
 Herz kennen, sucht mich selbst erst kennen zu ler-
 nen, und dann, — überlegt, ob Ihr mit
 Euer Herz anbieten könnt. — Selbst ich könnt
 ee, —

te, — verzicht mir! — in Gefahr kommen, wenn ich Euer Anerbieten so gerade zu, ohne Unerfahrung, annehmen wollte. Ich habe viel gehört von der Verstellungskunst der Männer: — Ich will zwar nicht glauben, daß ihr euch verstellen könnt, aber — ich sage nur so: — Genug, Vorsicht ist uns beiden anzurathen. Ueberdies wißt Ihr denn auch, ob mein Herz noch frey ist?

Er. Das kann ich freilich nicht wissen. Wenn es aber noch frey ist —

Sie. Gesezt auch. Kennt Ihr meine Verhältnisse?

Er. Signora! — Ihr wollt —

Sie. Kenne ich die Eudigen?

Er. Lernt sie kennen. Ich will mich Euch ganz entdecken, und wenn Ihr gleiches thun wollt, so —

Sie. Unsere Bekanntschaft ist zu Entdeckungen noch zu jung.

Er. Habt Ihr Entdeckungen zu machen?

Sie. Genug!

Er. Ich gebe mich Euch ganz hin, wie ich bin. — Ich bin —

Sie. Wollte Ihr mir Euer Geschlechtes-Register erzählen? — Sagt mir: ich erlaube Euch, mich zu prüfen, mich zu beobachten, und dann habe Ihr etwas gesagt, was hieher gehört.

Er. Nun dann, so —

Da trat ein alter, lahmer Bettler herzu, und flehte um ein Almosen.

„Bey Gott! — sagte die Signora, indem sie ängstlich alle Taschen durchsuchte, — ich habe gar nichts bey mir.“

Fernando zog die Börse. Die Signora nahm sie ihm aus der Hand, und warf sie dem Bettler zu. — Der Bettler betete.

„Schon gut! — sagte die Signora — gehe nur, und macht Euch einen guten Tag.“

Fernando getraute sich nicht ein Wort zu sagen. Aber, es fiel ihm das rasche Benehmen der Signora sehr auf. Es waren 40 Zechinen in der Börse.

„Bey Gott! — sagte er bey sich selbst, — die Signora treibt die Wohlthätigkeit sehr weit.“

Der

Der Bettler hinkte fort, und war ihnen aus den Augen.

Sie. Mein Gott! — Seht, so bin ich nun! — Jetzt fällt mir es erst ein, zu fragen: War viel Geld in der Börse? —

Er. Ach! — Ich —

Sie. Mein Hang wohl zu thun, kennt keine Schranken, und sollte es auch zu meinem größten Nachtheil seyn. — War viel Geld in der Börse? —

Er. Es war —

Sie. Keine Verhehlung! — Jetzt überdenke ich es erst. Die Börse war schwer. — Verzeiht! Der arme Mann ist vielleicht glücklich mit dem Gelde, und Ihr vermißt es nicht. Aber — zum Spas! — sagt mir doch, wie viel war in der Börse?

Er. Sprecht nicht davon.

Sie. Erzeigt mir den Gefallen — ich bitte Euch darum! — und sagt mir, wie viel war in der Börse?

Er. Wenn Ihr es wissen müßt, so — sonst aber —

Sie. Ja! ich muß es wissen.

Er. Es waren 40 Zechinen in der Börse.

Sie. Das ist ein wenig viel! — Um 40 Zechinen bin ich Eure Schuldnerin.

Er. Zu meiner Schuldnerin habe ich Euch herzlich gern! Aber diese Kleinigkeit —

Sie. Kleinigkeit? — Pfui, Ritter! Ihr seid ein Verschwender. Und einen Verschwoenders könnte ich eben so wenig lieben, als einen Geizhals.

Er. Ich bin beydes nicht. Also — könnt Ihr mich immer lieben.

Sie. Nein! es war zu viel! — Wer wird einem solchen Bettler 40 Zechinen geben? Das kann nur eine Unbesonnene thun, die sich in ein so ernsthaftes Gespräch verwickelt hat, wie wir eins führten, und darüber alles vergißt, was sie nicht vergessen sollte. — Unbesonnen in solchen Fällen, bin ich, das habt Ihr gesehen. Und nun kennt Ihr schon Einen meiner Fehler.

Er. Den Fehler der Wohlthätigkeit. — O! Es darf Euch nie an diesem Fehler fehlen!

Sie. Die 40 Zechinen ärgern mich!

Er.

Er. Um welchen Preis erkaufte man auch wohl eine solche Scene zu theuer?

Sie. Um 40 Zechinen.

Er. Still davorf!

Sie. Geseht nun, es käme noch ein Bettler, so hätten wir beide für diesen nichts.

Er. Und doch. Hier ist noch eine Börse mit 66 Zechinen. Wollt Ihr sie unter die Armen vertheilen?

Sie. Herr Ritter! — Wollt Ihr mich beschuldigen?

Er. Bey Gott! nein, das will ich nicht.

Sie. Spendet Euer Geld selbst aus.

Er. So ist es nicht gemeint. — Auch der Bettler nimmt von schönen Händen lieber, als —

Sie. Dem Bettler ist es wohl gleich viel, ob ihm eine schöne oder eine häßliche Hand ein Almosen giebt. Die Bettler sind nicht in ihre Geber verliebt. Die Größe des Gegebenen gefällt ihnen, aber nicht die Hand, die es giebt. Die Bettler sind, wie gesagt, keine Liebhaber.

Er. Wollt Ihr diese elenden 60 Zechinen nicht den Armen geben? Sie sollen uns segnen; und —

Sie.

Sie. Wie fromm Ihr seyd! — Das thut aber, sagt man, die Spawler alle seyn. — Laurette! — der Ritter will diese 60 Zechinen unter die Armen vertheilt wissen. Sieh Sie dem Vorkteher dieses Werthels zu diesem Endzweck.

Laurette nahm die Börse mit den 60 Zechinen, und versprach, sie sogleich an Ort und Stelle zu tragen. Sie gieng fort, und Fernando hatte binnen kurzer Zeit 100 Zechinen recht wohlthätig angewendet.

Nach einer kleinen Pause knüpfte sich das unterbrochene Gespräch wieder an.

Er. Aber, schöne Signora! — darf ich mich unterstehen —

Sie. Was denn?

Er. Verzeiht!

Sie. Nun?

Er. Darf ich mich unterstehen, Euch um Euren Namen zu bitten?

Sie. Ich habe Euch eine Rose geschenkt —

Er. Ich habe ihre ausgefallenen Blätter sorgfältig aufbewahrt.

Sie. Ist das wahr?

Er.

Er. Bey Gott und meiner Ehre! es ist Wahrheit.

Sie. Ihr müßt mir die Blätter zeigen.

Er. Ihr sollt sie sehen. — Aber, wenn ich —

Sie. Ich heiße Rosa.

Er. Und —

Sie. Ich heiße Rosa. So könnt Ihr mich nennen.

Er. Das ist doch nur Euer Taufname.

Sie. Ich höre ihn gern.

Er. Es ist ein schöner, bedeutungsvoller Name! Aber —

Sie. Doch ein Aber? — Ich heiße Rosa.

Er. Aber —

Sie. Und noch ein Aber? — Ich verstehe Euch. — Wie heißt Ihr?

Er. Fernando; Graf Weneffes, Marques Meno Abaro.

Sie. Ihr Spanier habt lange Namen! — Ich will Euch Fernando nennen; nennt Ihr mich Rosa, so ist alles abgethan. — Doch, das noch. Ich bin keine Gräfin, und weder Mar-

chese.

Wes, noch Fräulein. — Glaube Ihr das? —
 Seht einmal, was das war! In ein Bürger-
 mädchen hättet Ihr Euch verliebt. Verliebt?
 — Das ist nicht möglich! — Nicht wahr, ich
 habe es getroffen? Das Bürgermädchen
 macht einen gewaltigen Strich in Euer Liebes-
 Facit. — Das ist aber nicht meine Schuld,
 lieber Ritter! Graf, Marquis, oder wie Ihr
 Euch lieber nennen laßt. — Wie? —

Er. Von Euch: — Fernando.

Sie. Und ich: — Rosa.

Er. Spott verdient meine Liebe nicht!

Sie. Spott? — Fernando! Spott? —

Wey Gott! Ich müßte eher der verspottete Theil
 seyn, ehe Ihr es seyn könntet!

Er. Ich verstehe Euch nicht.

Sie. So verstehen wir uns beyde nicht.

Er. We das?

Sie. Ihr seyd aus einer vornehmen Familie
 entsprossen, und ich, habe nicht die Ahnen, die
 Ihr aufzuzählen habt. Vordätern habe ich ge-
 habt, aber, waren es auch Edelleute, wie die
 Eurigen?

Er.

Er, Ihr wollt, daß ich mich entfernen soll. Ihr wollt es, und ich gehe. Aber — Rosa! könntet Ihr mich verkennen, so — — Bei Gott! Ihr — — Das elende Ungefahr der Geburt mir vorzuhalten, wenn ich von Liebe spreche!

Sie. Wozu soll uns aber diese Liebe führen? — Einen Roman mag ich wahrlich nicht mit Euch spielen. — Liebet mich nicht, und seyd glücklich!

Er. Nehmt mir die Lust, und laßt mich leben!

Sie. Ach Fernando! —

Er. Rosa! — — Darf ich sagen, meine Rosa?

Sie. Bedenkt, was Ihr sagt.

Er. Ich habe alles bedacht. — Darf ich sagen: meine Rosa? — Darf ich das?

Sie. Und die Verhältnisse unseres Standes — ?

Er. Vossen!

Sie. Fernando! — Ernsthaft!

Er. Ich scherze nicht gern zur Unzeit.

Sie.

Sie. Noch ist es Zeit. — — Wollt Ihr mich unglücklich sehen?

Er. Theueres! liebes Mädchen! entdecke dich mir ganz.

Sie. Darf ich?

Er. Ich will, ich muß alles wissen! Wer bist du? — Ich weiß es, daß auch du Verhältnisse hast.

Sie. Wer hätte die nicht? Aber die meinen, und die Euzigen — Ach Fernando! Wir wollen uns nicht wieder sprechen.

Fernando wollte antworten, als ein Bedienter kam, auf die Signora zuging, und ihr, mit einem stillschweigenden Komplimente einen Brief überreichte.

Sie erbrach den Brief, warf einen Blick hinein, steckte ihn zu sich, und nickte gegen den Bedienten mit dem Kopfe. — Dieser gieng mit einem Komplimente wieder stillschweigend fort.

Fernando versank in tiefes Nachdenken. Die laute Unterhaltung war abgebrochen.

Endlich stand Rosa auf. — Fernando folgte sogleich ihrem Beyspiel. Er warf einen Blick auf ihre

Ihre Hand und sah, daß sie einen Ring mit einem Portrait am Finger trug. Der Ring war reich und geschmackvoll gefaßt.

Sie. Ihr seht auf das Portrait? — Bild ich getroffen?

Er. Zum sprechen! — Ein schönes Gesicht!

Sie. Ja! es ist schön gemalt!

Er. Sehr schön!

Sie. Aber — wie gewöhnlich! — ein wenig stark geschmückt.

Er. Das finde ich nicht. Im Gegentheil —

Sie. Das Kompliment, das nun folgen soll, schenke ich Euch. Es ist bekannt und gewöhnlich.

Laurette kam, und brachte ihrer Signora Buch und Schleier. Sie wollte eine Messe hören. Fernando erbot sich zu ihrem Begleiter. Sie schlug es ihm sehr unständig ab, und er gieng in seine Wohnung zurück.

Sein Diener Carlos hielt ihm einen Brief entgegen.

„Wer schickt den Brief?“

R

„Ich

„Ich weiß es nicht. Er ist unten, bey den Wirthsknechten abgegeben worden.“

Es war seine Adresse. Er machte den Brief auf, und fand in demselben abermals nur die paar Worte:

Seht Euch vor!

Er nahm seinen Degen, und gieng aus.

Ohne eigentlich zu wissen, wohin er gehen wollte, gieng er von Straße zu Straße, bis zu dem Piazza di S. Gregorio. Hier gieng er in die Kirche.

Eine Dame zog seine Aufmerksamkeit an sich. Sie schien sehr eifrig zu beten und bemerkte nicht, daß sie ein Armband verloren hatte, welches neben ihr lag. Fernando gieng hinzu, kniete dicht neben ihr nieder, und hob das Armband auf. Es war kostbar und geschmackvoll gearbeitet.

Die Dame schlug eben ihr Buch zu und krenzte sich zum Aufstehen, als Fernando ihr zuflüßelte:

„Hier übergebe ich Euch ein Armband, welches Ihr verloren habt.“

Die

Die Dame drehte den Kopf herum, und trotz ihres Schleiers, erkannte Fernando seine vor-
malige gute Freundin Mirabella in ihr.

Er erschrack nicht wenig, und sie selbst war
betroffen. — Sie nahm das Armband aus sei-
ner Hand, schlug die Augen nieder, senkte tief
auf und fragte mit zitternder Stimme:

„Wie geht es Euch?“

Fernando spielte verlegen mit seiner Hut-
feder, und antwortete sehr gehesigt:

„Ich befinde mich wohl!“

„Es ist ein verwünschter Zufall, — fuhr Mi-
rabella fort, — der Euch eben hierher füh-
ren mußte! — Als Ihr das Armband liegen
sah, dachtet Ihr gewiß nichts weniger, als mir
es zu überreichen. Ich bedaure Euch sehr!“

Sie stand auf, erwartete keine Antwort, und
verließ die Kirche.

Fernando ärgerte sich ein wenig, und blieb
in seiner Lage. — Endlich sprang er auf, und
stürzte zur Kirche hinaus. Er gieng noch durch
einige Straßen, und eilte dann in seine Woh-
nung zurück.

Hier fand er eine Einladung zum Cardinal
Di. **. — Er gieng dahin.

Die Gesellschaft bei dem Cardinal war stark,
Die Marchese Astramponte wurde seine
Nachbarin an der Tafel.

Sie war eine sehr lebhafte Dame, und ihre
gute Laune war beneidenswerth. Um sie herum
wurde alles vergnügt. Fernando nur allein blieb
ärgerlich und mißvergnügt. Die Marchese ba-
dinirte auf seine Rechnung. Man foderte ihn
auf, sich zu vertheidigen. Er vermochte es nicht.

Nach der Tafel wurde gespielt. — Fernando
schlich sich in den Garten. Er warf sich verdrüß-
lich auf ein Kanapee in einer Laube, und ent-
schlummerte.

Als er erwachte, erblickte er ein Papier auf
seinem Schooße. Er entfaltete es, und las:

Du wirst betrogen. Sieh dich vor!
Ich kenne den Postvogel am Gefange!
ruste er aus, zerriß das Papier, und gieng in
die Gesellschaft zurück.

Seine Faust wieder aufbrachen. Er begleitete die Marchese Agramonte an ihre Wohnung, und schritt dann hastig nach der seinigen zu. Carlos gieng wie einem Windstich voran.

Wie man zu bey der Villa Alcega vorüber, als auf einmal an der Straßenecke einige Kerle hervorsprangen, und der Fernando seinen Degen ziehen konnte, hatte er schon einen Dolchstich in der rechten Brust. Er sank zu Boden, die Banditen entsprangen, und Carlos machte Lärm.

Es kamen Leute mit Fackeln. Carlos erkannte sogleich die Bedienten der Gräfin Mirabella, welche von zwey Herren begleitet, die Straße herab kam.

„Was giebt's hier?“ fragte die Gräfin.

Carlos erzählte ihr, was geschehen war.

„Mein Gott! — schrie die Gräfin, — führt den Ritter in dieses Haus. Meine Freundin, die Marchese Sikanieri bewohnt es. Ich will ihr meinen Freund empfehlen.“

Fernando wurde in das Haus getragen und auf ein Zimmer gebracht. Man legte ihn auf ein Bett, und ein Wundarzt war indessen,

herbei gerufen worden. Er verband die Wunde und meinte, sie sey nicht gefährlich.

Die Gräfin lies die Marquise wecken. Sie sprachen mit einander, und dann empfahl die Gräfin den Verwundeten der Sorgfalt ihrer Leute.

Den folgenden Tag wurde Fernando's gegen Abend in einer Senfte in seine Wohnung getragen.

Sein Freund Alviano besuchte ihn. Sie erschöpften sich mit Vermuthungen über den Unfall.

Laurette kam zu ihm. Sie war von ihrer Signora abgeschickt, welche großen Antheil an dem Unglück nahm, welches ihm begegnet war.

Diese angenehme Nachfrage nach seinem Befinden wurde täglich wiederholt. Eine Aufmerksamkeit, welche unserm Freunde sehr wohl gefiel.

Aber jetzt trat noch eine Person auf, von der wir sprechen müssen.

Diese

Diese war Romana, die Tochter aus dem Hause, in welchem Fernando wohnte; ein gutes, liebes Naturmädchen, deren Eltern von der Gärtnerei lebten. Sie war sehr um Fernandos Wartung und Pflege besorgt; voll Thätigkeit und Behilfslichkeit.

Fernando sah sie gern kommen; mochte sie wohl leiden, und unterhielt sich eben so gern mit ihr, als sie sich mit ihm unterhielt.

Diese Unterhaltungen gewannen nach und nach immer mehr Lebhaftigkeit, und folglich auch für beyde Theile mehr Interesse.

Eines Abends saß das gute Mädchen an seinem Bette. Sie hatte eine kleine Arbeit mitgenommen, und erzählte ihm eine Geschichte von einer Freundin, welche die Liebe zu einem jungen Edelmann sehr unglücklich gemacht hatte.

Er. Sie lebt doch noch.

Sie. Keine Seele weiß, wohin sie gekommen ist. Alle erdenkliche Nachfragen nach ihr, sind vergeblich gewesen. Ach! wenn sie sich nur nicht etwa gar in der Verzweiflung in die Liber gestürzt hat.

Er. Das arme Kind!

Sie. Ach! ich habe ihr Schicksal schon oft beweint. Die Liebe kann zuweilen ein Mädchen recht unglücklich machen.

Er. Sag mir doch, was glaubst du wohl der Elancra, die uns gegen über wohnt, deren Mädchen du zuweilen bey mir gesehen hast?

Sie. Alles, was gut ist.

Er. Nun ja! — Aber, ich meine —

Sie. Ich habe mich gar noch nicht um sie bekümmert.

Er. Wer sie wohl seyn mag?

Sie. Wann Ihr das nicht wißt, wie soll ich es wissen? — Ihr kennt sie ja. Sie schickt täglich ihr Mädchen zu Euch herüber, und da glaubte ich — Ihr müßtet sie kennen.

Er. Von Person wohl, aber nicht weiter.

Sie. Ihr werdet sie schon näher kennen lernen! (seufzend.) Das kann nicht fehlen.

Er. Das sagst du seufzend?

Sie. (betroffen) Das Andenken an meine unglückliche Freundin entspricht mir diesen Seufzer.

Er.

Er. Laß dir für Andenken immer heilig seyn.
 Beispiele sind Schutzwehren gegen Thorheiten.

Sie. (ältend) Freilich wohl scheint die Liebe eine Thorheit zu seyn! Und eine hoffnungslose Liebe —

Er. Romana! der Ton deiner Stimme wird so bedeutend — so —

Sie. Ich spreche über alles mit Leidenschaft, was Leidenschaften betrifft. — — Ihr kennt also die Signora gegenüber auch nicht besser, als ich? Sie scheint eine Dame von Stande zu seyn,

Er. Sie lebt ganz bürgerlich.

Sie. Vielleicht — um kein Aufsehen zu erregen. Oder — vielleicht hat sie andere Gründe, ein eingezogenes Leben zu führen, die wir nicht wissen. Es kann in und mit einem Menschen oft mancherley vorgehen, wovon seine Bekannten nicht das geringste ahnden.

Er. Beshalb glaube ich das von dir selbst.

Sie. Von mir? — Ach nein! —

Er. Du solltest mich zu deinem Vertrauten machen, liebe Romana!

Sie. Nein!

R 3

Er.

Er. Warum nicht?

Sie. Unsere Bekanntschaft ist noch gar zu neu.

— Und, ich habe auch keine Geheimnisse.

Er. Wirklich nicht?

Sie. Hört! — Man klopft. —

Schnell sprang sie in das Cabinet, und ein Diener der Gräfin Mirabella trat ein. Sie ließ sich nach Fernando's Befinden erkundigen.

Der Diener war fort, und Romana kam wieder aus dem Cabinet. Die Mutter ruft sie ab, und Fernando blieb allein.

Als er völlig wieder hergestellt war, gieng er zu seiner Nachbarin. Sie war sehr erfreut, wie sie sagte, ihn wieder bey sich zu sehen, und Fernando freute sich, sie so theilnehmend zu finden.

„Nur thut es mir ungemeyn leid, — fuhr Rosa fort, — daß wir uns nicht lange mehr werden sehen und sprechen können.“

Er. Wie so?

Sie. Meine Lage, meine Umstände erlauben mir nicht, länger hier zu bleiben. Ich werde
deshalb

Deshalb zu einer Tante nach Venedig reisen, wo ich wohlfeiler als hier, leben kann.

Er. Schöne Rosa! wenn ich es wagen, wenn ich mich unterstehen dürfte —

Sie. Was wollt Ihr damit sagen, mein selblicher Herr Nachbar?

Er. Ich wollte Euch —

Sie. Doch nicht etwa gar einen Jahresgehalt anbieten?

Er. Wenn ich —

Sie. Ein Mädchen meines Standes kann und darf eine Unterstüzung dieser Art, von einem Edelmann nicht annehmen, ohne nicht selbst ein nachtheiliges Licht über ihren Charakter zu verbreiten. — Ich glaube, es wird so gar rathsam für mich seyn, selbst in dieser Rücksicht Rom so bald als möglich, zu verlassen. — Vorher habe ich aber noch eine Bitte an Euch. Ihr habt viele Konnexionen in der vornehmen Welt; sorgt für meine Laurette. Ich muß mich einschränken und kann sie nicht mit mir nehmen.

Er. Ihr wollt also wirklich Rom verlassen? —

Sie. Ich muß!

Er. Will Ihr wollt.

Sie. Will ich dazu gezwungen bin.

Er. Wenn ich Euch nun sage, daß Eures Abreise mich anrühlig machen und sehr betrüben wird?

Sie. Das kann ich nicht glauben!

Er. Das ist grausam! — Rosa! bey Gott! ich liebe dich, und kein Verhältniß soll —

Sie. Macht mich nicht unglücklicher, als ich es schon wirklich bin. Ihr könnt und dürft mich nicht lieben. Ich darf Euch nicht wieder sehen. Ein eheliches Mädchen schenkt nur dem Jüngling ihre Liebe, der als Mann sie zum Altore führen kann. — Das könnt ihr nicht. Ich selbst würde Euch dahin nicht folgen, weil ich wenigstens so viel Einsicht habe, die Folgen voraus zu sehen, die für uns beyde aus diesem Schritte entstehen müssen. Ich brauche Euch weiter nichts zu sagen.

Sie schen nachdenkend zu werden. Fernando wurde es mit ihr.

„Wenn Ihr Euch einmal vermählt habt, — fuhr Rosa nach seiner Pause fort, — wenn Ihr glücklich mit Eurer Gemalin lebt, so dankt an mich,

mich; und an das, was ich Euch gesagt habe. —

— Jetzt wollen wir von einander Abschied nehmen, und uns nicht wieder sehen, denn —

Er. Mein, Rosa! Du kannst mich nicht verlassen. Du bleibst hier.

Sie. Das kann nicht seyn! — Es ist überdies auch für uns beyde besser, wenn wir uns so bald als möglich trennen.

Er. Nein! Das ist nicht besser; für mich wenigstens nicht. — Du mußt nicht grausam seyn, liebe Rosa!

Sie. Ach! daß doch Fernando's Ahnen —

Er. Still davon! — Meine Rosa will nicht in Rom bleiben?

Sie. Sie kann nicht hier bleiben; sie darf nicht. — Wo Fernando ist, darf Rosa nicht mehr seyn.

Er. Da will sie nicht seyn!

Sie. Unsere Standes-Verhältnisse erlauben uns dies Zusammenbleiben nicht. — Oder mirint Ihr, es würde Eurer Familie sehr gleichgültig seyn, wenn Ihr — — Doch, davon wollen wir nicht sprechen. Der Sohn eines Granda von

Spanien und Rosa Flora; das Bürgermädchen
 — O nein! — — — Ihr werdet selbst füh-
 len, daß —

Sie. Ich fühle, daß ich mein Unglück nicht
 auf Unkosten meines Geschlechts erkaufen werde.
 Was gehen meiner Familie meine Empfindungen
 an?

Sie. Wie? Was sahe Ihr? — Kommt
 Ihr das bey den Eirigen verantworten?

Er. Ich mit selbst kann ich's verantworten.
 Und mir selbst gehöre ich ganz allein an. —
 Nur das einzige, liebe Rosa! Ich bitte um Auf-
 richtigkeit. — Hatte Rosa, als ich sie kennen
 lernte, keine Herzens-Verbindungen?

Sie. Ich hielt mich stets zurückgezogen.

Er. Und warum hier, in Rom, ohne Bew-
 wandre?

Sie. Ich bin zu Ferrara geboren. Mein
 Vater war ein Römer, und lebte zu Ferrara, wo
 er sich mit der Tochter eines Bildhauers verheirathete.
 Er selbst war ein Maler. Nach dem
 Tode meiner Eltern, die mir nur wenig hinter-
 ließen, gieng ich nach Rom, und hoffte von den
 reichen

reichen Anverwandten meines Vaters Unterstützung zu erhalten. Sie thaten wenig für mich. Endlich wollten sie mich bereden, einem alten, wohlbesetzten Bucherer meine Hand zu reichen. Ich mochte nicht die Wärterin eines ausgemergelten Kranken werden, und verlor die Gunst meiner Anverwandten. — Dies bestimmte mich, Rom zu verlassen und nach Venedig zu gehen, wo ich eine Tante habe, auf deren Theilnahme an meinem Schicksal ich rechne.

Er. Und auf mich wollte Rosa nicht rechnen?

Sie. Unter welchem Namen sollte ich die Wohlthaten eines jungen Mannes annehmen, der —

Er. Der? —

Sie. Der — ein Edelmann ist, und mit einem Dirnenmädchen von Liebe spricht?

Er. Rosa bleibt also bey ihrem Vorsatz, abzureisen?

Sie. Ich muß!

Er. Sie zwingt mich, ihr nach Venedig, oder wohin sie auch gehen mag, zu folgen.

Sie

Sie. So grausam wird Fernando nicht seyn!

Er. Grausam? —

Sie. Ah! — O ich bleibe Euch, bedenkt!
was Ihr Euch selbst, was Ihr den Euzigen schutz
dig seyd. Liebt, wo Ihr lieben dürft, und wer-
det glücklich!

Ein Knecht trat ein, und brachte einen Brief
an Fernando, den Carlos abgegeben hatte.

Fernando trat an's Fenster und öffnete den
Brief. — Er las:

„Fernando!

„Man warnt Euch nochmals. Man ver-
sichert Euch, daß man es daraff angelegt
„hat, Euch schrecklich zu hintergehen. Seht
„Euch vor, und handelt klug!“

Nicht gahz Unbetroffen, ruffe Fernando sei-
nen Bedienten herbei, und fragte Mi: wet
Brief gebracht habe?

„Ein Unbekannter“ — war die Antwort.

Fernando dachte an den Rothmantel und steck-
te den Brief zu sich.

Carlos.

Carlos war kaum fortgegangen, als er schon wieder kam, und seinem Herrn einen zweiten Brief brachte, der in dem Hause abgegeben worden war.

Der Brief war schwarz gesiegelt. Fernando erkannte seines Bruders Siegel und Handschrift.

— Er öffnete den Brief.

Sein Bruder meldete ihm den Tod ihrer Mutter. — Er wurde wehmüthig, theilte der besorgten Rosa die Trauernachricht mit, und gieng bald darauf in seine Wohnung, wo er dem Ausbruch seiner Empfindung freien Lauf lies.

Den folgenden Tag, als er zu Rosa kam, fand er sie mit Einpacken beschäftigt, und Lauretten, der sie den Dienst aufgesagt hatte, mit rothgewesnten Augen.

Als Laurette das Zimmer verlassen hatte, näherte sich Fernando der beschäftigten Rosa.

„Rosa weiset nicht,“ — sagte er, indem er ihre Hand nahm.

Sie. O ja!

2

Er.

Er. Nein! — Rosa bleibt.

Sie. Sie kann und darf nicht bleiben.

Er. Ich bin durch den Tod meiner Mutter Herr eines ansehnlichen Vermögens geworden. Dieses Vermögen — will ich mit Rosa theilen.

Sie. Von so edlen Händen dieses Geschenk auch kommen würde, so kann ich es doch nicht annehmen.

Er. Auch nicht mit dieser Hand zugleich, mit der ich es ihr reichen will?

Sie. Fernando! bedenkt, was Ihr sagt.

Er. Ich habe alles bedacht. — In Piemonts reizenden Thälern will Fernando mit seiner Rosa still und glücklich, einsam und zufrieden leben. — Wird Rosa mein Anerbieten noch verschmähen?

Sie. Ach Fernando! — Habt Ihr wirklich bedacht —

Er. Wie gesagt, alles habe ich bedacht, und mein Entschluß steht unerschütterlich fest.

Sie. Ach Fernando! wie kann ich verantworten, was ich geschehen lassen, was ich zugeben soll? — Ich bin ein Mädchen! — Ich lie — Fernando! —

Er.

Er. Liebt mich Rosa?

Sie. Ach! — Wenn ich — Laßt mich reifen!

Er. Nur dann, wenn mir Rosa sagt, daß sie mich nicht liebt, kann ich ihr glückliche Reise wünschen.

Er verließ, als er das gesagt hatte, ihr Zimmer und ihre Wohnung.

Vor der Hausthür trat ihm der Rothmantel in den Weg, und redete ihn an:

„Sennor! habt Ihr wohl ein paar Augenblicke Zeit einen Gang zwischen die Gartenhecken mit mir zu thun? Ich habe etwas mit Euch zu sprechen. Dort wird unsere Unterhaltung ohne Zuschauer seyn können.“

„Ich folge dir,“ — war Fernando's Antwort, und er gieng mit ihm.

Zwischen den Gartenhecken kam es zur Unterhaltung.

Fernando. Wer bist du?

Merano. Ich nenne mich Merano.

2

Fer.

Fernando. Was hast du mir zu sagen?

Merano. Daß Ihr im Begriff seyd, et was sehr Unbesonnenes zu begehren.

Fernando. Gewisse Warnungen, die ich zuweilen schriftlich erhielt, kamen —

Merano. — von mir. Jetzt, warne ich Euch zum letztenmal, denn ich habe noch keine neuen Verhaltensbefehle aus Spanien erhalten.

Fernando. Verhaltensbefehle? — Aus Spanien?

Merano. Eure Mutter ist tod.

Fernando. Ach! meine gute Mutter!

Merano. Und ob Euer Bruder mich ferner über Euch zum Aufseher haben will, weiß ich noch nicht.

Fernando. Was sagst du?

Merano. Eure Mutter beehrte mich mit Vertrauen und Aufträgen. — Ihr kennt doch Ihre Hand? —

Fernando. Ja, das ist sie! — ~~Wißt~~ Sie bezahlte in dir meinen geheimen Aufseher?

Merano. So ist es. — Ich sage Euch daher, Ihr sollt betrogen werden. Diese letzte

Beste Warnung gebe ich Euch noch mit auf den Weg.

Fernando. Wenn du es redlich mit mir meinst, so sage mir: wer will mich betrügen?

Merano. Weiber.

Fernando. Wie?

Merano. Eine gewisse Gräfin Mirabella will Euch zum allgemeinen Gespött machen. Ihr seyd nahe daran, einen Schritt zu thun, der Euch dem Gelächter der Welt aussetzen wird. — Ihr versteht mich doch? — Gott befohlen!

Fernando. Noch eine Frage.

Merano. Nun?

Fernando. Kennst du eine gewisse Rosa-Flora? Wer ist sie?

Merano. Wer sie ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie eine Person von höchst zweideutiger Aufführung ist.

Fernando. Das ist sie nicht!

Merano. Nun, wenn Ihr es besser wißt, — so habe ich nichts dagegen!

Fernando. Freund! laß dir sagen: Ich merke es sehr wohl, daß du ein Agent der Gräfin Melrabella bist.

Merano. Da merkt Ihr etwas, das nicht wahr ist. — Die Zeit wird Eure Lehrmeisterin seyn. — Adio!

Er gieng fort, und lies unsern Ritter nachdenkend zur A.

Als er in seine Wohnung kam, traf er seinen Freund Alviano in dem Garten an. Er sprach mit Romana, die an einem Blumenbeet beschäftigt war. — Fernando theilte seinem Freunde die Nachricht von dem Tode seiner Mutter mit.

Romana. Eure Mutter ist gestorben? Ihr habt sie doch geliebt?

Fernando. Sehr!

Alviano. Bist du nun noch in Rom leben, oder nach Spanien gehen?

Fernando. Noch weiß ich selbst nicht, was ich thun werde.

Romana. Hier habt Ihr eine schöne Rose.
Ihr seyd ja ein Freund von Rosen.

Sie sah ihn bedeutend an, als sie das sagte,
und eilte dann aus dem Garten.

Als ihn Avilano verlassen hatte, kam Romana
wieder zum Vorschein. Sie machte sich eine
Arbeit, und sang dazu. — Fernando näherte
sich ihr.

Er. Du bist aufgeräumt.

Sie. Wenn die Arbeit recht flecken soll, pflanze
ich dabey zu singen.

Er. Ein froher Muth ist viel werth!

Sie. Das mag wohl wahr seyn.

Er. Fühlst du das nicht selbst?

Sie. Ich bin nicht — Nein! ich bin nicht
recht froh.

Er. Was fehlt dir?

Sie. Das weiß ich selbst nicht.

Er. Du bist jung, schön —

Sie. Schön bin ich nicht. Unsere Nachbarin
gegenüber, die jetzt verreisen will, ist schön.

Er. Du bist gerecht.

Sie. Warum sollte ich es nicht seyn? Seyd
Ihr es nicht auch?

Er. So viel wie möglich.

Sie. Ist es unsere Nachbarin auch?

Er. Warum nicht?

Sie. Sie geht fort, und wird geliebt. —
Oder, geht Ihr etwa mit ihr?

Er. Das kann immer seyn.

Sie. Wirklich? — Ja freilich! Ihr —

Sie sprach nicht aus, drehte sich herum und
eilte in die nächste Laube. — Fernando wollte
ihr nachgehen, da trat ihm ganz unvermüthet
Merano in den Weg.

Merano. Señor! ein Zufall sendet mich
noch einmal zu Euch. — Ich glaube es Eurer
rechtschaffenen Mutter noch im Tode schuldig zu
seyn, Euch etwas zu sagen.

Fernando. Nun?

Merano. Mit Sonnenuntergang findet Euch
im Garten der Villa Tonelli ein. Dort werde
Ihr, wenn Ihr es klug anfangt, vielleicht et-
was hören, das, wenn es Euch auch nicht ge-
fällt,

fällt, doch Euch nützlich werden kann. Die Sache ist für Euch von der größten Wichtigkeit.

Fernando. Ich werde dahin gehen.

Merano. Gott und allen Heiligen befohlen!

Er verließ ihn. Fernando gieng in das Haus. Romana war nicht zu sehen.

Fernando gieng in den Garten der bezeichneten Villa, und näherte sich eben einem Jasmin-Bosket, als er in der Entfernung einen Menschen gewahr wurde. Er trat hinter das Bosquet und erwartete seine Annäherung. Er kam. — Es war ein Abbatte, der auf dem Plage hin und her gieng, und auf etwas zu warten schien.

Mit einemmal gieng er auf eine Dame zu, die ihm entgegen kam. Fernando erkannte sie gleich. Die Dame war die Gräfin Mirabella.

Der Abbate küßte ihr die Hand, und beide ließen sich auf das Kanapee nieder, welches gerade vor dem Bostet stand, hinter welchem Ferrando lauschte. Er hörte sie sprechen.

Gräfin. Es ist also —

Abbate. Es ist alles gewiß. Er ist gefangen, und Ihr seyd gerächt.

Gräfin. Herrlich!

Abbate. Fürchterlich gerächt.

Gräfin. Vortrefflich!

Abbate. Er geht mit nach Venedig, oder folgt ihr doch wenigstens dahin nach. Er tricht ihr seine Hand, und wird der Gemal des gutwilligsten Freudenmädchens in Rom. Die Sache wird entdeckt, und er ist dem Spotte und Gesächter der ganzen Welt preis gegeben. Hat er noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe, so rennt er sich den Degen in den Leib; der Roman ist geendiget, und Ihr seyd gerächt, wie Ihr es wünscht.

Gräfin. Der Verräther!

Abbate.

Abbate. Aber bey Gott! Gräfin, es hat Mäße gekostet. Mehr als zehnmal wollte Rosa schon die Ehrliebe spielen und dem Simpel alles entdecken.

Gräfin. Ahndet sie, was geschehen soll?

Abbate. Das wünschte ich nicht. Sie würde sich und ihn zu retten suchen.

Gräfin. Es ist lustig! Der stolze Spanier, vom Kopf bis zur Fußzähe voll Adel und Granbezze, der Gemal der berühmtesten Korreggiana! Hahaha!

Abbate. Wer kommt dort?

Gräfin. Meine Kammerjungfer. — Wir gehen!

Fernando konnte sich kaum vom Platze bewegen, und als er endlich nach und nach wieder zu sich kam, verlies er ganz langsam den Garten, und gieng nach Rosa's Wohnung.

Rosa kniete, als er in ihr Zimmer trat, vor einem Koffer und packte Dutz ein. Fernando zwang sich, sehr gelassen zu scheitern.

Er. Immer noch mit Einpacken beschäftigt?

Sie. Die Zeit ist kurz.

Er. Die Abreise ist also nicht aufzuschieben?
— Was wird es dir helfen, Rosa, Rom zu verlassen? Du wirst allenthalben hin verfolgt werden.

Sie. Wer wird mich verfolgen?

Er. Liebhaber und Gewissen.

Sie. Gewissen?

Er. Oder nicht? Diesem Freunde entrinnt man nicht, und Liebhaber finden die Schliche.

Sie. Die Schliche?

Er. Venedig ist nicht die Weltgrenze. —
Venedig ist ein Ort — ein schöner Ort! —
ein Ort der Freude. Dort läßt sich es wohlle-
ben.

ben. — Rosa, willst du Ketsgeld von mir nehmen?

Sie. Ich verbinde mich nicht gern zu Geringefälligkeiten.

Er. Ha ha ha! — Nicht?

Sie. Was ist das?

Er. Spas! — Deine Unschuld verschmäht das Handgeld?

Sie Fernando!

Er. Tugendhafte Rosa?

Sie. Ich frage —

Er. Ich frage: Was that die Ehrlichkeit deiner Unschuld?

Sie. Diese räthselhafte Sprache —

Er. Rosa! ohne Verstellung. Die Maske ist gefallen. Ich kenne dich.

Sie. Allmächtiger Gott! Ich bin verrathen!

Er.

Er. Ich war es.

Sie. Habt Erbarmen mit mir —

Er. Ich verachte dich, Niederträchtige! Fort aus Rom, und entfliehe meiner Rache. Hätte ich dich nicht wirklich geliebt, ich würde — —
So ist es besser!

Sie. Ich liebe dich!

Er. Entweiche nicht mit deinen Bulerkypen das heilige Wort Liebe. Wie kann eine Bulerin wissen, was Liebe ist?

Sie. Scheide ohne Rachsucht von mir.

Er. Ich verachte dich.

Sie. Beklage mich.

Er. Beklage dich selbst.

Fernando stürzte aus dem Zimmer und kam in seine Wohnung. Hier schrieb er einen heftigen Brief an die Gräfin, den er ihr sogleich zuschickte. Er erhielt keine Antwort darauf.

Sein

Sein Beblenter mußte einpacken. Romana war in der heftigsten Bewegung. Sie konnte ihre Leidenschaft nicht mehr verbergen, Außer sich, stammelte sie Fernando das Geständniß zu, daß sie ihn liebe, und er erwiderte ihre Aufrichtigkeit mit der Erzählung alles dessen, was wir schon wissen. Hierauf erklärte er, er werde nach Neapel gehen und von dort in sein Vaterland zurück schiffen. — Romana gieng nicht von ihm. Sie weinte und klagte. Fernando wurde gerührt, und in diese Rührung mischte sich ganz unvermerkt eine Empfindung, der die Leidenschaft den Sieg in wenigen Augenblicken abgewann. — Der Mond verschwand, die Sonne gieng auf, und der junge Tag fand das Pärchen noch Arm in Arm.

Früh gab es bey Rosa's Wohnung Lärm. Der Auflauf wurde stärker. Fernando fragte, was es gebe? und er erfuhr, daß man Rosa mit drey Dolchstichen ermordet auf ihrem Zimmer gefunden habe.

Fer.

Fernando erkannte die Hand der Gräfin in dieser That, verließ Rom, gieng nach Neapel und nach Spanien zurück. Romana folgte ihm und schiffte mit in das Vaterland ihres Geliebten über, wo sie beyde sehr glückliche Tage im Schooße der Einsamkeit verlebten.

IV.

Felix und Isabella.

DR

.VI

1110012 000 11100

22

Der königliche Hof von Spanien befand sich zu Valladolid, und die Hofherren giengen den Freuden des Lebens nach. Mit ihnen Don Felix, ein junger Edelmann, aus einem sehr alten Hause, ein schöner und tapferer Jüngling, der sehr viel Ehre, aber sehr wenig Geld hatte. Er hoffte durch Vorgesprache eines Onkels eine Hofstelle oder Offiziercharge zu erhalten, und indem er der besten Hoffnung lebte, seines Gesuchs theilhaftig zu werden, durchlebte er die Tage, wie seine Gesellschafter, in freudenvoller Zerstreuung.

Einmal kam er gegen Mitternacht aus einer frühen Gesellschaft und eilte mit geleerter Tasche, ziemlich mißmuthig seiner Wohnung zu. Er war ärgerlich, daß sein Bedienter vergessen hatte, für eine Fackel zu sorgen, da die Nacht sehr finstern

war, und stolperte in dessen Begleitung, brummend und unwillig, durch die Straßen.

Wie er so dahin gieng, wurde eine Hausthür geöffnet, und ein Mensch mit solcher Gewalt aus dem Hause gestoßen, daß derselbe quer über die Gasse, vor seinen Füßen niederstürzte.

„Was ist das?“ — fragte Don Felix erschrocken, indem er zurücktrat.

„Helft mir!“ — jammerte es ihm entgegen.

Er nahte sich wieder, und als er der unglücklichen Person, die seine Hilfe ansuchte, die Hand reichte, fühlte er, daß sie im bloßen Hemde vor ihm lag.

„Rettet mein Leben und meine Ehre!“ — rief jene wieder.

Da merkte Felix, daß es ein Weib war, die vor ihm lag. — Mit Hilfe seines Dieners wurde sie aufgerichtet, und jammerte weiter:

„Ich bitte Euch, bey dem Wittold, welches mein Glend erregt miß, bringet mich an einen sichern Ort, wo ich verborgen seyn kann.“

Don Felix hängte der Unglücklichen seinen Mantel um, schickte seinen Diener voraus, blieb in

in Bereitschaft zu halten, und führte sie in seine Bohnuna.

Er brachte sie auf sein Zimmer. Es kam Licht. Felix sah die Schönheit selbst vor sich. Die Natur hatte bey ihrer rosenfarbenen Laune wohl nicht leicht ein schöneres Weib gebildet. Jetzt waren ihre Augen voll Thränen, Hals, Arme und Hände waren voller Wundzeichen, und allenthalben hatten Peitschen und Stricke blutige Wable auf ihrem schönen Körper zurückgelassen.

Felix war außer sich, die Dame in diesem Zustande zu sehen, und sie sehen nicht wenig verlegen zu seyn, sich allein, und in ihrer Situation bey einem jungen Menschen zu befinden, dessen Denkungsart ihr eben so unbekannt war, als sein Name. Er suchte sie zu trösten, versicherte ihr seinen nachdrücklichsten Schutz, und versprach ihr bey seiner Ehre die ehrenvollste und feinste Behandlung ihrer Person. Er räumte ihr sein Zimmer ein, begab sich in ein anderes und überließ sich der Ruhe weit glücklicher, als sein schöner Gast.

Den folgenden Morgen stellte sich Felix frühzeitig bey der schönen Befreuten ein, sich nach

Ihrem Befinden zu erkundigen, und ihre Befehle zu vernehmen.

Sie. Der Unglückliche hat nur zu bitten und danken.

Er. Euer Unglück, edle Donna! macht mich zu Euerm Diener.

Sie. Ach, Sennor! Ihr seht hier ein Weib vor Euch, die noch gestern der Hochgeehrtesten eine in ganz Valladolid war, und die jetzt die Unglücklichste von der Welt ist. Eure Großmuth und Euer Beystand giebt allein mir Trost, und ich bitte Euch, mich diesen Tag über noch bey Euch verborgen zu halten, dann aber mich in ein Kloster, das ich Euch nennen will, zu bringen.

Er. Ihr habt ganz über mich und meine Verlethung zu befehlen.

Sie. Jetzt bitte ich Euch in mein Haus zu gehen, und von allem, was dort vorgeht, Erkundigung einzuziehen, und am Hofe und in der Stadt zu hören, was man von mir und meinem Schicksal spricht.

Felix

Reise erfüllte sogleich ihre Bitte. Er gieng aus, und kam bald wieder zu der Unglücklichen zurück, die seine Ankunft ängstlich erwartete.

Sie. Was habt Ihr erfahren? Was habt Ihr mir zu sagen?

Er. Señora! wenn Ihr Donna Isabella, die Gemalin des edlen Don Sanchez seyd, so habe ich erfahren: daß Donna Isabella verschwunden, und Don Sanchez in gerichtlicher Verwahrung ist, weil er beschuldiget wird, seinen Bruder, Don Luis, ermordet zu haben.

Sie. Wehe mir! Ich bin die unglückliche Isabella. Mein Gemal ist unschuldig, und sein Bruder war ein Betrüger.

Hierauf erzählte sie unter einem Thränenstrom ihrem Retter ihre Geschichte, welche die Leser von uns erfahren sollen.

Isabella war die Tochter eines reichen und angesehenen Edelmanns zu Valladolid, und wurde von ihren Eltern an Don Sanchez, einen reichen vierzigjährigen Cavalier in ihrem sechzehn.

den Jahre verheirathet. Sein jüngerer Bruder, Don Luis, war sein Nebenbuhler gewesen. Als aber Don Sanchez ihm vorgezogen wurde, opferte er augenscheinlich seine Neigung der brüderlichen Liebe auf, und lebte in nachbarlicher Vertraulichkeit mit seinem Bruder. Ihre Häuser lagen dicht neben einander, und eine Thätigkeit beyden durch die Zwischenthaner den Eingang zu einander.

Don Sanchez liebte seine Gemalin mit der zärtlichsten Ergebenheit, und seinen Bruder mit der brüderlichsten Liebe. — Don Luis wolte, ungeachtet der Zärtlichkeit seines Bruders gegen Isabellen, dennoch an denselben eine Art von Unzufriedenheit mit ihrem Zustande bemerken, und gab ihr das zu verstehen. Sie klagete. Er sieng an nach und nach zutraulicher zu werden, und wagte es endlich, so gar ihr zu gestehen, daß er sie immer noch wie sonst, zärtlich liebe.

Sie hies ihn schweigen. Er schloß nicht. Sie verbat sich seine Besuche. Er kam desto öfterer. Sie drohte ihm, sein Betragen seinem Bruder zu entdecken. Er achtete dieser Drohung

hungen nicht. Sie entfloß seinen Zudringlichkeiten, sie setzte seinen bösen Absichten ihre Tugend entgegen, sie entglang seinen Verführungen, um — in einen andern Abgrund eigenwillig zu taucheln.

Der königliche Hof kam nach Valladolid. Mit demselben kam auch Don Andreado dahin. Er war aus Portugal gebürtig und folgte dem Hofe, an welchem er Dienste suchte. Er war ein schöner Mann, klug, und führte ein prächtiges Leben. Reich war er nicht, aber er war ein sehr glücklicher Spieler, und sein Glück im Spiel begünstigte seinen Aufwand.

Dieser Günstling des Glücks zog die Augen aller Schönen auf sich. Er aber bemerkte nur allein die schöne Isabella, die sich's schon nicht mehr verbergen konnte: daß sie gern von ihm bemerkt wurde, als er es wagte, ihr seine Liebe, wiewohl sehr ehrsüchtig zu gestehen.

Sie hatte weder Kraft noch Willen genug sich zurückzuziehen, und er näherte sich ihr immer mehr.

Seine Geschenke versicherten ihm die Gunst Marianens, des Kammermädchens, und der Ber-

trauten ihrer Gebieterin, seine Briefe und Sonnette fachten die Flamme, die schon in Isabellens Brust für ihn loderte, noch stärker an, und seine mündlichen Bitten, Geständnisse und Klagen vollendeten seinen Sieg über das Herz, das sich ihm, ach! so willig und gern ergab.

Nach und nach wurden ihre gegenseitigen Unterhaltungen zärtlicher und vertraulicher. Seine Liebe foderte Kühn, was Isabelle ihm, schwach nicht versagen konnte. Der Tag der glücklichsten Stunde wurde sehnsuchtsvoll erwartet einen gegenseitigen Triumph zu feiern; und der Tag kam, und die Stunde schlug endlich.

Don Sanchez, ein Liebhaber der Jagd, war zu einem Freunde geteufelt, in dessen Forsten er sich einige Tage seinem Lieblingsvergnügen überlassen wollte. Diese Zeit wollten die Liebenden nicht anbenutzt verstreichen lassen.

Andrado war bestellt. Er eilte mit Entzücken dem Hofe entgegen, und — fand ihn verschlossen, denn Don Sanchez unvermuthete Zurückkunft hatte den ganzen Plan vernichtet.

Maria

Mariane eilte mit mündlichen Depeschen hin und her. Andrada beklagte sich; Isabelle lies ihn trösten. Und damit dies desto besser gelingen möchte, wurde ihm eine zweite Zusammenkunft zugesichert. Dem Liebhaber wurde kund gemacht, er solle in Marianens Schlafzimmer, welches gleich an das ihrer Herrschaft sties, verborgen werden. Hier wolle ihn Isabelle beglücken so bald ihr Gemal schlafe, indeß Mariane ihren Platz an der Seite des arglosen Mannes einnehmen werde.

Alles gieng abgeredetet maßen vor sich. Andrada harrte in Marianens Gemach auf die fertige Erscheinung seines Liebchens, und diese wollte eben ihre Wallfahrt zu ihrem Liebhaber beginnen, als Feuerlärm entstand. Die Unvorsichtigkeit einer Magd verursachte dies Unglück in Sanchez Haus. Schon brannten die Treppen. Die Nachbarn eilten herbei. Man löschte das Feuer, und Andrada entwischte in dem Getümmel. — Isabella wurde halbtodt von ihrem Schwager Don Luis in sein Haus getragen und zu Bette gebracht.

Als

Als Don Sanchez ihr die Nachricht brachte, die Gefahr sey vorüber, und als Mariana ihn zuspelzte: Anbrado sey glücklich zurückgekehrt, erhob sie sich wieder.

Nach einigen Tagen wurde das unterbrochene Rendezvous wieder auf die vorige Art und Weise festgesetzt, und die Liebenden versprachen sich eine wechselseitige doppelte Schadloshaltung.

Zum Unglück hatte diesen Abend ein Freund von Don Sanchez Handel bekommen, war von der Wache verfolgt worden und suchte Schutz in dem Hause seines Freundes. Dieser nahm ihn auf, verberg ihn, schloß diesmal seine Hausthür selbst ab, und nahm gegen seine Gewohnheit, den Schlüssel zu sich.

Die Weiber wollten verzweifeln.

Mariana konnte dem Liebhaber, als er sich einstellte, nur ihre Verlegenheit durch das Schloßselloch der Hausthür zuspeln, und machte ihm zugleich bekannt, es sey kein andrer Weg übrig in das Haus zu kommen, als durch das kleine niedrige Küchenfenster herein zu kriechen. —

Auch

Nach dem war Andrado zufrieden, dessen Begleide all sein Nachdenken überzog.

Er kroch mit dem halben Leibe hinein. Das Gitter schloß sich fest um seinen Leib. Er konnte weder hinein, noch wieder zurück. Sein Diener von außen, bemühte sich vergebens ihm zu helfen, und Mariane von innen, wußte nicht was sie beginnen sollte. Endlich gelang es Andrado mit seinem Dolche, nach großer Anstrengung die Hefte des Gitters locker zu machen. Indem waren die Diener in Sanchez Hause erwacht, und machten Lärm. Andrado strengte seine letzten Kräfte an, riß das Gitter aus der Wand, und lies, mit Eisen umgeben, nebst seinem Diener davon.

Dieser Unfall verdroß ihn sehr, und Isabella mußte viele Briefe schreiben, ihn wieder zu besänftigen.

Endlich gelang es ihr und Marianens Beredsamkeit aber doch, den Liebhaber zu einem neuen Rendezvous zu bereben.

Dazu wurde ein Tag gewählt, an welchem Sanchez aufs Land zu einem Freunde gereiset war.

Andra-

Andrado kam, und wurde glücklich von der listigen Jose in Isabellens Zimmer geführt. Hier überließen sich die Liebenden nun gänzlich ihren Gefühlen, und eben wollte die Liebe ihre zärtlichen Wünsche erfüllen, als Mariane mit der Schreie: „Wo ist das Zimmer?“ ins Zimmer sprang: „Don Sanchez kommt!“

Da war in der Eil keine andere Hülfe möglich, Andrado mußte in einen Wäschkasten kriechen.

Raum befand er sich in dieser engen Herberge, als Sanchez schon in das Zimmer trat. Er war sehr aufgeräumt, klagte über Hunger und Durst, und befahl Speise und Wein zu bringen. — Isabelle wollte verzweifeln. — Sanchez ließ sich nieder, aß und trank mit großem Appetit und war unerschöpflich in Erzählungen. — Isabelle war einer Ohnmacht nahe. — Sanchez war nicht vom Plaze zu bringen. Er leerte schon die zweyte Flasche, und bestellte die dritte. — Isabellens Belegenheit ist kaum denkbar. Mariane konnte vor Aengstlichkeit kaum sprechen.

End.

Endlich, noch beinahe verfloffenen längen dreß Stunden, ließ sich Sanchéz bereiten zu Bette zu gehen, und wuschte seiner Frau wohl zu ruhen.

Kannt war Sanchez aus dem Zimmer, als die Weiber den Käschkasten öffneten, den armen Gefangenen zu bestreuen. Aber man stelle sich ihr Schrecken vor! Andrado war ohne Leben.

„Jesus Maria! — schrie Mariang. — Er ist erstickt.“

Isabella sank beinahe ohnmächtig zu Boden. — Als sie wieder zu sich kam, gerieth sie in Verzweiflung und weinte laut auf.

In diesem Moment trat ganz unvermuthet Don Luis in ihr Zimmer und wurde Zeuge dieser schrecklichen Scene.

Isabelle wußte sich nicht zu fassen. Sie warf sich vor ihm nieder, flehte sein Mitleid, seine Großmuth an, und entdeckte ihm alles, was vorgefallen war.

So kam sie in die Gewalt ihres Feindes.

Don Luis hob sie auf und versicherte sie sehr großmüthig seines Beystandes.

Hier.

Hierauf trug er mit Marianens Hilfe den leblosen Liebhaber durch die uns bekannte Oertenthür zu seine Wohnung, ließ ihn zu Bette bringen, schickte nach einem Wundarzt, der ihm eine Ader öffnete, und ihn wieder zu sich brachte.

Früh erschien Luis vor Anredos's Lager, und fragte:

„Sennor! kennt Ihr mich?“

„Ihr seyd Don Luis —“

„Don Sanchez Bruder, Ihr wißt, was Euch in dessen Hause begegnet ist. Ich weiß, was Ihr thun wolltet, meines Bruders Ehre zu kränken. Ich weiß aber auch, daß Ihr daran verhindert wurdet, und daß nichts geschehen ist. Dies rettet Euch. Es soll aber auch in Zukunft nichts geschehen. Sennor! ich schwören es Euch bey Ehre und Eeligkeit zu, wo Ihr Euch untersteht, nur ein einziges Wort wieder mit meiner Schwägerin zu sprechen, so seyd Ihr Eures Lebens nicht mehr sicher. — Versprecht Ihr mir, Euern Absichten zu entsagen?“

Ja

In der Verlegenheit, in der er sich befand, versprach Andrado mehr, als Don Luis begehrte, und war froh, ohne Mißhandlung zu entkommen.

Isabella war indessen in einer peinlichen Lage und schickte die getreue Mariane auf Kundschaft aus. Sie eilte zu Andrado, den sie sehr aufgebracht fand. Er erklärte, daß er Isabellen jetzt eben so stark hasse, als er sie zuvor geliebt habe, ja, daß er ihren Namen nicht einmal ohne Abscheu nennen hören könne.

Mariane that das Mögliche ihn auf bessere Gedanken zu bringen, aber umsonst. Er verbot ihr, sich nicht zu unterstehen ihm je wieder eine Botschaft von Isabellen zu bringen, und nannte seine Geliebte die Allerungetreueste und Undankbarste, die ihn betrogen habe, ihres Schwagers Bühlerin sey, und von der er nie wieder etwas hören wolle. — Marianen aber führte er zur Thür hinaus.

Isabella war außer sich, als sie hörte, wie ihr Geliebter sich betragen hatte, und daß sie von einem Manne gehaßt wurde, den sie so sehr liebte.

Dies alles setzte ihrer Gesundheit so heftig zu, daß sie sehr krank wurde.

Don Luis aber wollte nicht ohne Nutzen gehandelt haben, und machte seiner Schwägerin begreiflich, daß sie ihm sehr verbunden sey. Isabelles Gram mehrte sich täglich. Ach! die Unglückliche wurde gehaßt von dem, den sie liebte, und mit Liebesanträgen gequält von dem, den sie haßte.

Die Natur siegte, und Isabelle wurde endlich wieder gesund, sie, die den Tod so sehr gewünscht und erwartet hatte.

Luis hörte nicht auf, sie mit Erklärungen und Bitten zu verfolgen, und als er sah, daß alles das nichts helfen wollte, nahm er seine Zuflucht endlich zur List, seine Wünsche zu befriedigen.

Er öffnete des Nachts die Thür des Pferdestalls in seines Bruders Hause, machte die Pferde los, und trieb sie in den Hof und Garten. Der Lärm machte Don Sanchez munter. Er selbst sprang hinunter, wachte seine Leute, und bewachte sich die Pferde wieder einzufangen. Hinter seinem Bruder vertiegelte Luis die Hofthür, und eilte

elte nun, sein böses Vorhaben auszuführen, zu Isabellen, die ihn im Bette als ihren Gemal empfing. Und so genoß er die Freuden ihrer Umarmung mit List. — Bald darauf verließ er sie wieder, öffnete die Hofthür, und gieng in sein Haus durch die Seitenthür zurück. — Isabella war eingeschlafen, und Sanchez kam wieder zu ihr, ohne zu ahnden, was geschehen war.

Don Luis war schadenfroh genug, den folgenden Tag Isabellen zu necken, und als sie von dem allen, was er ihr sagte, nichts verstehen wollte, ihr alles zu sagen, was geschehen war. Er triumphirte, und sie stand beschämt vor ihm.

Bald gieng aber ihre Scham in Wuth über, und die Nachsucht bemächtigte sich ihrer Seele. In dieser fürchterlichen Stimmung blieb sie bis gegen Mitternacht. Da ergriff sie ihres Mannes Dolch, schlich durch die Seitenthür in ihres Schwagers Wohnung, fand ihn, wie sie wünschte, im Schlaf, und sties ihm den Dolch in's Herz.

Mit Wohlgefallen ob dieser That, gieng sie mit einer Art von wüthendem Entzücken in das

Schlafzimmer zurück, steckte den blutigen Dolch wieder in die Scheide, kleidete sich an, nahm ihre Schatulle und Kostbarkeiten zu sich, und verließ das Haus, in einer Stimmung, die ihr nachher selbst unerklärbar war. So verließ sie einen Mann, der sie mehr liebte, als sein Leben, und suchte Zuflucht bey einem Geliebten, der ihr hätte sagen lassen, daß er sie auf das heftigste hasse.

Andrado, dessen Diener der Klopfernden aufgemacht, und sie zu seinem Herrn geführt hatte, sah die unglückliche Rasende kaum in das Zimmer treten, als er ihr aufgebracht und erschrocken entgegen schritt:

„Was bringt Euch zu mir? zu mir, der ich schon längst Eurem glücklichen Schwager aufgebeyert wurde?“

Ach Andrado! erbarme dich einer Rasenden!“

— schrie sie laut auf, und sank vor ihm nieder.

Sie weinte laut und erzählte ihm was geschehen war, und was sie gethan hatte.

„Und nun — setze sie hinzu, — bitte ich dich, nimm dich meiner an. Verbirg mich. Ich überliefere mich dir mit allen meinen Schätzen

und

und Sünden. Stroh mich nicht von dir, und sey so großmüthig, als du von mir geliebt wirst.“

„Wie? — fuhr der Unbarmherzige auf, — du willst mich zum Mitschuldigen deiner Verbrechen machen? Nein! eher will ich selbst dein Büttel seyn, ehe ich dich schamloses, buhlerisches Weib, dich Verbrecherin, um mich dulde.“

Damit ergriff er sie bey dem Haaren, schlug sie unbarmherzig, und warf sie, mit Zurückhaltung aller ihrer mitgebrachten Kostbarkeiten, zum Hause hinaus, auf die Straße.

„Hier hätte ich — endete Isabella ihre Geschichte, — gewiß meinen Geist aufgegeben, hätteet Ihr Euch, edler Jüngling!, meiner nicht angenommen.“

Isabella schwieg und Felix nahm das Wort.

Felix. Gewiß! ich fühle, es lobhast, wie sehr Ihr zu betlagen seyd.

Isabella. Ich bitte Euch um Euern Rath und Beystand.

R 3

Felix.

Felix. Ich bitte Euch, beräthe mich der Ehre nicht Euer Rächter zu seyn. Andrado soll mir Rechenschaft für seine unedle Handlung geben.

Isabella. Ach! wie ich doch so unglücklich bin!

Selz suchte sie zu erörtern, und gieng aus, zu hören, was in der Stadt von Isbellens Angelegenheiten gesprochen wurde.

Don Sanches Verhaftnehmung war gewiß; auch waren Luis Djener eingezogen worden. Von Isbellens Flucht sprach man mancherley.

Felix sprach eben mit einem Freunde, als er Andrado gewahr wurde, der mit einem Diener, der ein Kellieffen trug, auf die Post gieng. Er gieng dem Portugiesen nach und hörte, daß er drey Postpferde bestellte. Diese bestellte Felix sogleich auch, und bat seinen Freund, ihn zu begleiten. Dann gieng er in seine Wohnung und empfahl Isbellens seiner Wirthin, einer klugen und verschwiegenen Frau.

Hierauf setzte er sich mit seinem Freunde und dem Postillion zu Pferde, und holte Andrado und
sein

seiner Gesellschaft bald ein. Auf einem ziemlich hohen Plage sprengte Felix den Portugiesen an, und hies ihn halten.

Andrado. Was giebt es?

Felix. Steigt ab! Ihr müßt Euch mit mir schlagen.

Andrado. Irre Ihr Euch auch nicht etwa in der Person?

Felix. Ihr seyd Andrado, der Elende, den ich suche.

Andrado. Was verlangt Ihr von mir?

Felix. Rechenschaft für Euer unedles Betragen gegen Isabellen.

Andrado. Welche Isabella meint Ihr?

Felix. Versteigung kann Euch nichts helfen. Ihr habt sehr unedel an der Dame gehandelt, zu deren Rächer mich ihr Unglück geweiht hat. — Keine Worte weiter! Steigt ab und schlagt Euch mit mir, oder ich schieße Euch ohne Umstände vom Pferde.

Da Andrado sah, daß er nicht entkommen konnte, stieg er endlich ab. Sie zogen die De-

gen und glengen auf einander los. Mit dem dritten Stoße lag Andrado leblos zu Boden.

Felix foderte dem Bedienten Isabellens Schatulle und ihre andern Sachen ab, die Andrado seinem Felleisen anvertrauet hatte. Der Bediente lieferte alles aus.

„Nun kannst du mit deines Herrn Verlassenschaft gehen, wohin du willst, — rufte Felix dem Bedienten zu. — Solltest du dich aber jemals wieder in Valladolid blicken lassen, so tragen deine Füße dich nicht wieder lebendig aus dieser Stadt.“

Die Postillions erhielten gleiche Anreden und gelobten alles an, was von ihnen verlangt wurde.

Felix kam wieder nach Valladolid zurück, und Isabella war hocherfreut ihn so bald wieder zu sehen.

Felix. Hier sind Eure Kostbarkeiten und die Schatulle. Andrado hat seinen Frevel mit dem Leben gebüßt, und Ihr seyd gerächt.

Isabella. Er ist todt?

Felix. Todt.

Isa

Isabella. (weint) Er hat mich sehr unglücklich gemacht.

Felix. Laßt uns, Sennora! auf Eure Sicherheit bedacht seyn, Es sind 300 Kronen auf die Entdeckung Eures Aufenthalts gesetzt. Ich glaube Euch nun hier nicht ganz sicher. Die Priorin des hiesigen Nonnenklosters ist meine Lante. Ich hoffe, sie wird Euch Schutz und Obdach geben.

Isabella nahm diesen Vorschlag an. Felix brachte mit der Priorin alles in Richtigkeit, und führte in der Nacht Isabellen in das Kloster.

Von hier aus schrieb sie an die Richter ihres unschuldig verhafteten Gemals, und diese nahmen ihr im Kloster die Aussage des Vorganges mit Don Luis, wie wir denselben wissen, eidlich ab.

Alles wurde an den König berichtet und ihm die Sache zur Entscheidung übergeben.

Der König sprach Isabellen frey, und Sancho wurde sogleich seiner Haft entlassen.

Er gieng in das Kloster und suchte Isabellen mit sich zu nehmen, konnte sie aber dazu nicht überreden. Alle seine Bemühungen waren fruchtlos.

165. Sie erzählte ihm Alles, was er noch nicht wußte. Er vergab und verzieh ihr, und bat sie, mit ihm zu gehen. Isabella blieb unbeweglich.

Sanchez zog sich das zu Gemüthe. Er legte sich nieder, starb, und setzte seine Frau zur Erbin seines ganzen, großen Vermögens ein.

„Gewiß, ein sehr räsonabler Mann!“

Isabelle beweinte seinen Tod aufrichtig, und blieb in stiller Eingezogenheit im Kloster.

Trotz den Gittern zwischen Isabella und der Welt, fanden sich dennoch mancherley Herren ein, die der jungen, reichen Wittwe die Cour machten. Sie aber sah unter denselben nur Eines gern, und das war Don Felix.

Sie wußte, daß seine Vermögensumstände nicht die besten waren. Sie wagte es, auf die feinste Art von der Welt ihm Unterstützung anzubieten. Er schlug alles aus.

Sie. Ich bin Euch so unendlich viel schuldig, und Ihr wollt mir nun auch das Vergütigen rauben,

rauben, nur in etwas dankbar seyn zu können?

Er. Gewiß. Sennora! Ihr wollt mich nur beschämen.

Sie. Das thut Ihr.

Er. Ach nein!

Sie. Ich bin Eure Schuldnerin —

Er. Gewiß nicht!

Sie. Ich weiß, daß elendes Metall solche Dienste, wie Ihr mir erzeiget habt, nicht belohnen kann; aber — es wäre mir doch sehr lieb, wenn Ich Euch wenigstens in Einer Rücksicht meinen Schuldner nennen könnte. — Raubt mir diese Freude nicht. — Ach Felix! ich wünsche Euch recht sehr glücklich zu sehen.

Er. Wünscht Ihr das?

Sie. Glaubet meinen Worten.

Er. Erfülle Euern Wunsch für mich selbst.

Sie. Selbst?

Er. Isabella!

Sie. Felix! wenn ich Euch verstehe —

Er. Ich wünsche es, und dennoch jüttere ich von Euch verstanden zu werden.

Sie.

Sie. Ihr Wert?

Er. Will ich fürchte —

Sie. Ach Felix, was könnt Ihr von mir, von Eurer Schuldnerin, fürchten?

Er. Ich fürchte — — Ach Sennara! rather, was ich fürchte und nennt Euch nicht mehr meine Schuldnerin. Die Dankbarkeit soll mich Euch nicht lästig machen.

Sie. Lästig? — Felix kann mir nie lästig werden. War ich es doch ihm nicht, als er sich meiner so großmüth'g annahm. Nein, wahrlich! diese Besorgniß könnte mich zürnend machen.

Er. Zürne nicht auf mich. Wenn ich Euch sagen dürfte —

Sie. Was? — Alles kann Felix seiner Freundin sagen. So gar Geheimnisse weiß ich wohl zu verwahren, ob ich gleich ein Weib bin. Auch das Euzige, wenn Ihr ein Geheimniß habt, soll bey mir wohl aufgehoben seyn.

Er. Nun wohl! so nehmt es hin —

Sie. Die Freundin empfängt es.

Er. Ich — Ja, Isabella! ich —

Sie.

Sie. Ihr — ?

Er. Ich liebe.

Sie. Ihr liebt? — Ich bin unglücklich!

Er. Unglücklich? — Wie? — Isabella!
Habe ich recht gehört? — Ich liebe Isabellen.

Sie. Felix!

Er. Und ich bin glücklich?

Sie. Ich — ich bin es! Ich liebe dich.

Was wollen wir nun noch hören?

Alles ist gut, und die Geschichte ist geendiget,
meint ihr?

Ihr irrt euch. Hört weiter, was noch geschah.

Isabelle verließ das Kloster, aber in Valladolid mochte weder sie, noch ihr Liebhaber bleiben. Unweit Sevilla lag ein schönes Landgut, welches Isabella mit von ihrem Manne geerbt hatte, dorthin wollten sie gehen, dort wollten sie in herzlichster Vereinigung glücklich leben.

Isabellens Mutter hatte sich nach dem Tode ihres Mannes in ein von Sevilla zwanzig Meilen entlegenes Kloster begeben, wo sie den Un-
barrest

berreißt ihrer Tage verbeten wollte. Isabella sehn-
te sich sie zu sprechen. Es wurde beschlossen, daß
sie dahin reisen, und daß Felix sie dort abholen,
sich mit ihr verbinden, und sie dann an den Ort
ihres zukünftigen Aufenthalts führen sollte.

Die schöne Wittwe reiste ab, und Felix, der
seine und ihre Sachen in Valladolid in Ordnung
brachte, folgte ihr acht Tage darauf nach.

Nur von einem Bedienten begleitet, machte
Felix die Reise zu Pferde.

Schon war er dem bestimmten Orte auf eini-
ge wenige Meilen nahe, als er eines Tages von
einem herannahenden Ungewitter genöthiget wur-
de, gerade auf ein nicht allzu weit entferntes
Schloß zuzureiten, dort ein schützendes Ob-
dach zu suchen. Die Thore des Schloßes waren
fest verschlossen, und nur nach einer Art von Exa-
men, wurden ihm dieselben geöffnet.

Als er eingelassen worden war, stellte man
ihm der Besitzerin des Schloßes, einer ältlichen
Dame vor, die ihn sehr höflich empfing.

»Ihr

„Ihr werdet Euch wundern — begann die Dame, Donna Olympia genannt, — mein Schloß in so friedlichen Zeiten verriegelt und versperret gefunden zu haben? Ich muß Euch daher sagen, daß eine starke Räuberbande die ganze Gegend sehr unsicher, und die äußerste Vorsicht nöthig macht. Wir hoffen, daß der König, dem wir die Sache gemeldet haben, Soldaten gegen die Räuber ausschicken wird. Bis aber dies geschehen ist, müssen wir sehr auf unserer Huth seyn, denn die Räuber sind sehr verwegen, erpressen Geld, rauben und morden mit unerhörter Kühnheit. Die nahen Gebirge und Wälder sind ihre Schlupfwinkel, und es wird Mühe kosten, sie zu vernichten.“

Nun entspann sich ein Gespräch über das nahende Ungewitter, welches bald darauf mit der größten Heftigkeit ausbrach.

Olympia bot ihrem Gast Nachtquartier an, welches dieser nicht ausschlug.

Des Abends bey Tische stellte ihm Olympia ihre beyden Töchter, ein paar liebenswürdige Mädchen.

Mädchen von fünfzehn und siebzehn Jahren, vor, und die Unterhaltung war sehr ungezwungen und lebhaft.

Den folgenden Tag empfahl sich Felix dem Andenken seiner höflichen Wirthin und ihren ar-
tigen Töchtern, dankte für die freundschaftliche
Bewirthung, setzte sich auf, und ritt davon.

In einem Hohlwege, bekränzt mit hohen
Felsen, umwachsen mit wildem Buschwerk, er-
mahnte Felix seinen Diener, auf seiner Huth zu
seyn und sein Gerbehr in Bereitschaft zu halten.
— Er hatte kaum seine Ermahnung geendiget,
als nahe vor ihm ein Schuß fiel. Ein zweyter
Schuß hinter ihm, folgte dem ersten, und der
Bediente stürzte vom Pferde. Auf ein laut tö-
nendes Pfeifen stürzten acht Gauner auf Fe-
lixen los, der nur ein Pistol abschießen konn-
te, und sogleich umrungen war, vom Pferde-
geriffen und gebunden wurde. — Sie schlep-
ten ihn ins Gebüsch, welches eine tiefe Felsenkluft
verdeckte.

verdeckte, ~~der~~ der Eingang in ein kleines enges Thal war, über welchem die Felsen sich himmelan rund herum aufhürnten. In diesem Thälchen stand ein Haus, dessen Nebengebäude beynabe den ganzen runden Thalplatz ausfüllten. In dieses Haus wurde Felix gebracht, seiner Banden entledigt, und in eine Stube geschoben, wo mehr als zwanzig Gauern mit Weiber und Kindern durch einander saßen.

„Willkommen!“ — schriegen sie ihm entgegen.

„Wetter! — rufte der eine aus, — wenn der Hauptmann den sieht, so persuadirt er ihn gewiß gleich, bey ihm zu bleiben.“

„’s wär auch Schade, — murmelte der dritte, — solch ein schmuckes Kerlchen todt zu schlagen.“

Felix merkte nun wohl, daß er sich nicht in der besten Lage befand. Er setzte sich nachdenkend in eine Ecke, und erwartete die Entwicklung seines Schicksals mit Gedult.

Auf einmal ertönte draußen eine Glocke, und alles was in der Stube war, Männer und Weiber, Kinder und Hunde, stürzte hinaus. Nur eine kleine runde Gattung von Ziegennerin blieb zurück.

„Was giebt's?“ — fragte Felix.

Das nussbraune Mädchen rückte auf der Bank herunter, ganz nahe an den Frager an, sah ihn mit schwarzen funkelnden Augen an, und sagte ganz freundlich:

„Der Hauptmann ist gekommen.“

Felix. Das verkündigte die Glocke?

Das Mädchen. Ja, das verkündigte die Glocke. — Er ist heute sehr früh ausgezogen, einen Fang zu thun, wie er sagte, einen Fang, wie er noch keinen gethan hat. Er mußte von etwas Wichtigem Rücksicht erhalten haben.

Felix. Sag mir doch, gutes Mädchen! was kann hier wohl mit mir geschehen?

Das

Das Mädchen. Da sie dich einmal mit hieher gebracht haben, so wirst du unserm Dunde beytreten, oder es kostet dein Leben.

Felix. Eine traurige Wahl.

Das Mädchen. Bleib bey uns.

Felix. Was kann das dir verschlagen?

Das Mädchen. Du gefällst mir. Und wenn ich dir gefalle, so will ich deine Konsortin werden, denn ich gehöre noch keinem an.

Felix. Rette dich und suche zu entkommen. Man führt hier kein gutes Leben. Die Justiz wird Euch einmal aufheben, und Ihr entgeht dann der öffentlichen Strafe nicht. Bedenke das.

Das Mädchen. Ach! wer wird daran denken? — Bei uns muß du dir das predigen abgewöhnen. Wir denken an nichts, als daran, wie wir uns unterhalten und lustig machen wollen.

Indem trat einer von der vorigen Gesellschaft in die Stube, und sagte:

D 2

»Fremd.

„Fremdling! tritt heraus. Der Hauptmann will dich sehen.“

Felix trat unwillig auf den Platz vor das Haus. Ihm gegenüber stand in trotziger Stellung, ein langer, schwarzbrauner Mann, und lehnte sich gebogen auf die Schultern eines frisch umherblickenden Weibes.

„Das ist der Hauptmann!“ — schrie ihm sein Führer zu.

Felix sah ihn an, und wie ein Blitzstrahl fuhr's ihm durch alle Glieder, als er ihn erkannte.

Jener fuhr bey Felix's Anblicke sogleich aus seiner Stellung auf, und jauchzte laut:

„Welch ein glücklicher Zufall! Dich — dich, habe ich in meiner Gewalt? — Kennst du mich?“

Felix. Es thut mir leid Ja sagen zu müssen. Du bist Andrado.

Andrado. Der bin ich. — Der todt geglaubte Andrado, den du beleidiget, den du geplän-

geplündert hast, steht jetzt vor dir als dein Richter.

Felix. Geplündert habe ich dich nicht, denn ich bin kein Räuber. Ich nahm nur, was nicht du gehörte. Mein Richter kannst du nicht seyn. Ich bin der deilige, denn die Ehre ist geborne Richter des Lasters. — Ich bin ein Edelmann, habe stets mit Ehre gelebt und fürchte den Tod nicht. Hast du noch einen einzigen Funken Edelmut in deinem Herzen, so gib mir einen Degen, und laß mich mit dir um mein Leben kämpfen. Ich will den Nachspürern deine Höle nie verrathen. Ich will —

Andrado. Du hast gar nichts mehr zu wollen, wohl aber zu gehorchen, wenn ich dir etwas befehle.

Felix. Das wird nie geschehen.

Andrado. Ein Wort, ein Wink von mir, und du wirst sogleich niedergehauen.

Felix. Ich zweifle nicht daran. Dazu bist du feig genug.

Andrabo. Elender! mäßige dich!

Felix. Deine Leute haben mich bestohlen. Ich schenke ihnen was sie mir geraubt haben. Aber von dir verlange ich mein Leben.

Andrabo. Du wolltest mir das meinige rauben. Jetzt ist die Reihe an mir.

Felix. Kämpfe mit mir, wenn du Muth hast.

Andrabo. Lächerlicher Mensch! Wann und wo kämpfte je noch ein Herr mit seinem Sklaven?

Felix. Ich bin keines Menschen Sklav, am wenigsten der deine.

Andrabo. (höhnisch lächelnd) Auch nicht Isabellens Sklav? — Du bist deiner Donna wahrlich zu einer sehr unglückseligen Stunde entgegengetreten! — Glaubst du wohl sie wieder zu sehen? — Sie fuhr dir entgegen. — Glaubst du sie wieder zu sehen?

Felix. Ja.

Andrabo.

Andrado. Du hast dich nicht geirrt. —
Heda! führt die Sennora herbey.

Felix. Wie? — Isabella? —

Andrado. Ist hier, in meiner Gewalt,
wie du.

Felix. Allmächtiger Gott!

Andrado. Das heißt ein Fang! Zwey
Todsfeinde auf einmal. Siehst du, wie gün-
stig der Zufall seinen Kindern ist?

Felix. Andrado! handele edel, wenn du
kannst.

Andrado. Kennst du das süße Gefühl er-
haltener Rache? — Du schweigest? — Du
kennst es. — Isabella kennt es. Und ich —
will es auch kennen lernen. — Hier kommt sie.

Felix. Isabella!

Isabella. Gerechter Himmel! mein Felix!

Andrado. Fassung! — Umarmungen wer-
den hier nicht geduldet. — Ihr wißt beyde,
wie ihr mich behandelt habt. Ich habe euch

beiden fürchterliche Rache geschworen, und will meinen Schwur halten. — Dich Isabella, gebe ich den Umarmungen aller meiner Leute preis. Felix soll sich an deinen Freuden laben, und verzweifeln.

Isabella. Unmensch!

Felix. Andrado! ich werfe mich vor dir nieder. Ich umfasse deine Knie, ich bitte dich, sey großmüthig.

Andrado. Rache ist die Lösung.

Felix. Fordere ein Lösegeld.

Andrado. Ich verlange keins.

Felix. Nimm mir das Leben, und schone Isabellens Tugend.

Andrado. Das erstere soll geschehen, das zweite nicht.

Isabella. Andrado! fürchtest du nicht. —

Andrado. Ich fürchte nichts. — Heda! Vollzieht meinen Befehl!

Isabella. Erbarmen! Erbarmen!

Felix.

Felix. Zurück! Ihr seyd des Todes!

Andrado. Drohender Knabe! wer fürchtet deine eitelen Drohungen?

Felix. Ihr müßt mich niederstoßen, ehe ich zugebe —

Andrado. Bindet diesen unbändigen Dumben, und thut, was ich euch befohlen habe.

Felix. Schändlicher Bösewicht!

Andrado. Er soll Zuschauer bey einer Räuberhochzeit seyn.

Isabella. Felix! fürchte nichts.

Andrado. Fürchte alles.

Isabella. Nichts, elendes Spitzbüblers Haupt.

Andrado. Schneidet dem Weibe die Zunge ab. — Vollführt meinen Willen. Ich übergebe sie euren zügellosesten Begierden.

Isabella. Bey Gott! das soll nicht geschehen. (zieht einen Dolch aus dem Busen und bohrt selbsten in die Brust) Ich weiß zu sterben.

D 5

Andrado.

Andrado: Verflucht!

Isabella: Felix! leb wohl!

Felix. Ziehe hin, schöne Seele! bald wirst
du dein Felix folgen.

Andrado. Verflucht.

Felix. (wirft sich, nie küßend, auf Isabellen nieder)
Stoß zu! Hier will ich sterben.

Andrado. Memmen! was starrt ihr mich
an? Habt ihr noch keine Rärrin sterben sehen?
Hier seht ihr eine.

Ein Räuber. Hauptmann! bey meiner
Mutter Ehre! der Anblick ist schrecklich.

Andrado. Du bist ein feiger Narr!

Der Räuber. Ich habe ein Herz.

Andrado. Das dich an uns zum Verräther
machen könnte. Du taugst nicht unter uns.
(schießt ihn nieder) Fahre jener schönen Seele
nach!

Der Räuber. Mein Blut komme auf dein
Haupt! (stirbt) — Ach Gott! —

Die

Die Räuber. Ei, nicht doch!

Bartholo. Hauptmann! das war zu rasch gehandelt.

Andrado. Schweigt! — Ich bin euer Hauptmann.

Bartholo. (Kühn) Du bist's gewesen.

Andrado. Wie?

Bartholo. Du bist Hauptmann gewesen. Wir setzen dich ab.

Andrado. Sagt ihr das alle?

Die Räuber. Alle! — Du bist Hauptmann gewesen. Du sollst uns nicht nur so wie tolle Hunde niederschleßen.

Andrado. So lebt wohl, Un dankbare!

Alle. Das sind wir nicht.

Andrado. Wie mancher eurer privat Sachen habe ich vielleicht thätig weihen strafenden Arm geliehen, und nun — lebt wohl!

Die Räuber standen schweigend umher, und keiner wollte das Lebewohl erwiedern. Andrado gieng langsam in das Haus, und einige seiner Gefellen folgten ihm.

Bar.

Bartholo nahte sich dem erstarrten Felix. Dies
 set regte sich jetzt wieder, hob Augen und Hän-
 de gen Himmel, und seufzte:

„Sie ist todt!“

„Kann sie wieder in's Leben zurückgebracht
 werden, — sagte Bartholo, — so soll's gesche-
 hen, und keiner soll euch beiden ein Haar krüm-
 men.“

„Alles — alles ist zu spät!“ — stöhnte Felix.

„Kann ich etwas für dich thun?“ — fragte
 Bartholo.

„Bringt mich und diesen Leichnam fort von
 hier. Laßt mich ziehen, wohin ich will,“ —
 bat Felix.

Bartholo schwieg, und schien über etwas nach-
 zusinnen.

Da lief einer von den Räubern herbey, der
 Wache gehalten hatte.

„Wir sind verrathen! Wir sind umringt!“
 — schrie er mit schrecklicher Stimme.

Die Räuber stürzten herbei, und fragten:
 was es gebe?

„Wie

„Wir sind umringt!“ — schrie jener wieder.

„Rede deutlicher!“

„Königliche Soldaten haben rings umher unsere Schlupfwinkel besetzt.“

„Zu den Waffen! zu den Waffen! — schrieken alle wie aus Einem Munde, und das Getümmel nahm überhand.

Aber kaum hatten die Räuber ihre Gewehre ergriffen, so drangen auch schon die Soldaten herein, und die Anhöhen waren besetzt. Dennoch kam es zu einem heftigen Handgemenge, bis endlich die Uebermacht der Soldaten das ungleiche Gefecht endete. Alles was sich gefangen geben mußte, wurde gefesselt davon geführt. Andrada war mitten unter dem gefesselten Trupp!

Felix erzählte dem Offizier seine Begebenheit kürzlich. Der Offizier glaubte ihm zwar, er mußte es sich aber doch gefallen lassen, wiewohl ohne Fesseln, sich mit vor den Richter führen zu lassen.

Hier wurde er gehört und frey gelassen.

Zwey Stunden weit von dem Orte, wo Isabellens treues Herz brach, war ein Waldbruder, der in stiller Einsamkeit seine Tage verlebt hatte, gestor-

gestorben. Dessen Wohnung nahm Felix in Besitz. Nach und nach verbesserte und erweiterte er seine Wohnung, und in dem Garten, der sie umschloß, erhielt Isabella ihr Grab.

Dieses Grab bepflanzte Felix mit Rosen und Blumen, und welchete seiner erblösten Geliebten im Stillen manche Thräne.

Seiner Jugend ungeachtet, war er von seinen Freunden nicht zu bewegen, wieder in die Welt zurück zu kehren. Er führte ein stilles, kontemplatives Leben, schrieb einige Bücher Naturbetrachtungen, welche nach seinem Tode von Mönchen in ihre unzugängliche Bibliothek ungesesen vergraben wurden, und diese Geschichte, die ein Zufall für die Lesewelt gerettet hat.

Zu Valladolid weiß sie jedermann zu erzählen.

v.

D i a n o r a.

Dianora, die Gräfin d'Esternos, und ihre Freundin, die Marquese Gabriele D'Oras, waren im Gespräch begriffen, entzweyten sich, und giengen nicht so freundschaftlich aus einander als sie zusammen gekommen waren. Den für uns interessanten Theil ihres Gesprächs wollen wir hören.

Gabriele. Freundin! ich bitte dich — welsch ein sonderbarer Einfall!

Dianora. Wär der Einfall nicht sonderbar, möchte ich ihn gar nicht haben.

Gabriele. Was wird die Welt dazu sagen?

Dianora. Was sie will. Und ich, werde dabey denken, was ich will.

Gabriele. Die reiche Gräfin d'Esternos, im Renze ihrer Jahre, herrechtiget zu den glänzend.

zendsten Ansprüchen des vornehmen Welt Glücks, die Gottheit so vieler zärtlicher Liebhaber, verwandt mit den ersten Häusern des Reichs, die Sonne der vornehmsten Zirkel, kömmt auf den äußerst sanderbaren Einfall, als eine Harfenspielerin Spanien zu durchziehen, sich als eine Amosensammlerin betrachten und behandeln zu lassen! — Bey Gott! ich begreife nicht, wie es möglich ist, einen solchen Einfall zu hegen.

Dianora. Ich will Menschen kennen lernen. In meinen bisherigen Zirkeln fand ich keine. Die ersten Jahre meines Frühlings wurden an einen reichen, alten, mürrischen Mann verhandelt, ich vertrauerte sie bey meiner Harfe. Mein Mann starb, und ich will die zweyte Hälfte meiner Jugend frölich bey meiner Harfe genießen. Unter die Menschen will ich gehen, will sie in allen Klassen kennen lernen, und wenn mir das Umberziehen nicht mehr behagt, will ich wieder zurückkehren und dir meine Abenteuer erzählen. — Vielleicht ersünge ich mir gar das Herz eines Mannes, der mir gefällt, der mich liebt

liebt und glücklich macht. Von euern Hofherren wähle ich keinen. Mir gefallen sie nicht. Mit der Harfe in der Hand, ein paar Liederchen in der Kehle, will ich auf Entdeckungen ausgehen, und will sehen, was ich finde. Das will ich dir hernach wieder sagen.

Gabriele. Nochmals, Freundin! bedenke, was du thust.

Dianora. Ich bleibe meinem Plane getreu.
— Freundin! der Spas ist allerliebst!

Gabriele. Das finde ich nicht.

Dianora. Aber ich. — Rosette, mein Kammermädchen, begleitet mich, als Bude, gekleider, wo es nöthig ist, und mein alter getreuer Paul, geht als unser Beschützer, mit seiner Flöte, mit uns.

Gabriele. Eine schöne Gesellschaft!

Dianora. Warum nicht? Die Ehrlichkeit geht mit mir.

Gabriele. Dieses erschreckliche Ridikül —
Dianora. Verlahe ich.

Gabriele. Ich beschwöre dich bey unserer Freundschaft, gib deinen Vorsatz auf, und werde keine Landstreicherin!

Dianora. Nenne mich fröhliche Abentheurerin, wie du willst, ich wandere.

Gabriele. Nun, so wandere, wohin du willst. Ich habe keinen Theil an deiner Grille. Mich soll nichts von der Lächerlichkeit treffen, die deine Handlungen stempelt. Ich habe das Nichtigste redlich gethan. Wirst du nicht hören, so erfahre und fühle.

Dianora. Du zürnst?

Gabriele. Ich zerreiße das Band unserer Freundschaft.

Dianora. Das thut mir leid.

Gabriele. Ich habe dich nie gekannt, und will dich nicht mehr kennen, du magst nun allein, oder an der Hand irgend eines Zigeuners wieder kommen.

Dianora. So arg wird's nicht werden.

Gabriele. Ich schwöre darauf nicht.

Dianora. Aber ich.

Gabriele

Gabriele. Gott befohlen, schöne Harfen-
spielerin!

Dianora. Gott gleichfalls befohlen, Frau
Marquese. — Mein lustiges Leben beginnt.

Gabriele. Ich wünsche viel Vergnügen!

Dianora. Das kann nicht fehlen.

Gabriele. Ich sage kein Wort am Hofe
davon.

Dianora. Gleichviel! — Die ganze Welt
kann's erfahren, daß ich mit einem Spas ma-
chen will, und daß ich thun kann, was ich will.

Die Marquese gieng, und Dianora hüpfte
in ihr Kabinet.

So sonderbar auch Dianorens Einfall wirk-
lich genannt werden konnte, so standhaft blieb
sie dabey, und führte ihn aus. — Sie ver-
schaffte sich mit Geld, Daniel nahm die Flöte, Dia-
nora die Harfe, Rosette wurde in Bühnen-
kleider gesteckt, sie bestiegen zierlich geschmückte

Maulesel, und machten nicht eher Halt, als zu Belvis. — Hier wurde Rath gehalten.

Paul. Zu Belvis sind wir. Wohin werden wir uns nun wenden? nach der obern Gegend der spanischen Küste? oder gerade nach Portugal zu?

Dianora. Das erstere war vorher mein Wille. Jetzt aber denke ich, ist es besser, gerade nach Portugal zu gehen.

Paul. Auch gut! Wohin Ihr wollt.

Dianora. Da fällt mir ein artiges Büchlehen in die Hand, und ich lese darinnen viel Sonderbares von den Eigenheiten der Wege, kleinen Flecken, einzelnen Schlössern und Bergen der Sierra de Torros Baccas. Mein Wille war es also, durch diesen sonderbaren Paß unsern Weg nach der Provinz Beltra, auf Alfajetes und Guasra zu zu nehmen.

Paul. In der That, der Weg wird romantisch genug seyn!

Dabey

Dabey blieb es. — Nach einigen Mastagen in Belvis, traten sie den Weg durch die Sierra an.

Am zweyten Tage Ihrer Wanderschaft eilten sie bey sehr drückender Sonnenhitze einem Busche zu, dort ein wenig auszuruhen. Hier sahen sie unter einem Baume einen jungen, nicht schlecht gekleideten Menschen liegen. Er schien in tiefes Nachdenken versunken zu seyn. Hut, Degen und ein kleines Reisebündel, lag neben ihm. Sie kamen ihm ganz nahe, als er sie bemerkte und grüßte.

Paul, Ist die Ruhe gut?

Der Fremde. Ach ja! Ruh ist immer gut.

Paul. Aber nur nicht allenthalben zu finden.

Der Fremde. Leider!

Dianora. Es ist heute sehr drückend heiß.

Der Fremde. Sehr heiß!

Dianora. Und noch so früh am Tage. —

Wir weiß, ob sich bald eine Herberge findet.

Der Fremde. Die Häuser sind in dieser Sierra eben so spärlich zu finden, als in der Welt die guten Herzen.

Dianora. Ihr habt doch nicht diese Erfahrung gemacht?

Der Fremde. Ich habe sie gemacht.

Dianora. So seyd Ihr zu beklagen.

Der Fremde. Das kann mir nichts helfen.

Dianora. Je nun! Theilnahme —

Der Fremde. Ist keine Hülfe.

Dianora. Euer Weg geht nach Portugal?

Der Fremde. Ja, auf gutes Glück gerade dahin. Vielleicht dann über's Meer, nach Indien.

Paul. Ihr sucht also freywillig Gefahren auf?

Der Fremde. Ich suche sie nicht auf, ich scheue sie aber auch nicht.

Paul

Paul. So spricht ein Mann. Euer Vaterland —

Der Fremde. Des Unglücklichen Vaterland ist allenthalben, wie den Vögeln die Büsche, wie den Fischen das Meer.

Dianora. Ihr seyd unglücklich?

Der Fremde. Seyd Ihr glücklich, Sennora?

Dianora. Gewiß.

Der Fremde. Wohl Euch, wenn Ihr davon überzeugt seyd!

Dianora. Seyd Ihr in diesen Gegenden schon bekannt?

Der Fremde. Ich sehe sie jetzt zum erstenmal.

Dianora. Auch wir gedenken nach Portugal zu gehen. Man liebt dort Castenspiet und Gesang. Wir denken uns damit etwas zu verdienen.

Der Fremde. O Sennora! Ihr seyd so schön! und der Schönheit kann es nirgends fehlen.

Dianora. Ihr seyd galant, wie ein Edelmann.

Der Fremde. Ich rede die Wahrheit. Schönheit ist ein Vollmachtenbrief zum wünschenswerthesten Glück. Indessen bedauere, ich, daß Eure Kunst nach Brodte gehen soll.

Dianora. Und die Eurige?

Der Fremde. Geschicklichkeit genug, den Degen zu meinem Unglück führen zu können, ein wenig Talant, ein Sonnet zusammen zu setzen; — Da habt Ihr meine Künste. Keine davon kann Anspruch auf Brod machen. Ich will also meine Faust an den König von Portugal vermietzen.

Paul. (reicht ihm einen Becher mit Wein) Wollt Ihr uns Bescheid thun?

Der Fremde. Warum nicht? (trinkt) Geht Wohlgerihen!

Dianora. Das Eurige!

Der Fremde. Und nun — Gott und allen Heiligen befohlen!

Dianora. Wollt Ihr uns verlassen?

Paul.

Paul. Wollt Ihr nicht mit uns in Gesellschaft weiter reisen?

Der Fremde. Nein.

Dianora. Auch nicht, wenn ich Euch darum bitte?

Der Fremde. Bitten schöner Welcher sind Befehle. Aber meine Börse läßt sich nicht befehlen.

Dianora. Wenn Ihr wollt —

Der Fremde. Kein Auerbieten. Ich lasse mich nicht gern von Wohlthaten binden, die ich nicht erwidern kann.

Dianora. Ich bitte um Eure Freundschaft.

Der Fremde. Die wird Euch mehr beschwerlich fallen, als sie Euch helfen kann.

Dianora. Ich biete Euch die meinige an.

Der Fremde. Ich bin nicht eigennützig. Eure Freundschaft, schöne Dame! dürft Ihr nur mit Eurer Liebe verschenken. Diese beyden Himmels-Schwesteren dürft Ihr nicht trennen, um Euerm Geschenk den höchsten Werth in der Welt nicht zu nehmen.

Dia.

Dianora. Habt Ihr auch schon geliebt?

Der Fremde. Einmal

Dianora. Und lebt nicht mehr?

Der Fremde. Nein.

Dianora. Und werdet nie wieder lieben?

Der Fremde. Ich wünsche es nicht.

Dianora. Ich habe noch nie geliebt.

Der Fremde. Wohl Euch!

Dianora. (nach einer Pause) Ihr wollt also nicht mit uns reisen?

Der Fremde. Das wird nicht seyn können.

Dianora. Ich bitte um Euren Namen.
Vielleicht sehen wir uns einmal wieder.

Der Fremde. Was kann Euch daran liegen, wenn ich Euch sage, daß ich Leonardo habe?

Dianora. Dianora wird sich Eurer erinnern.

Leonardo. Erinnerung macht nicht immer glücklich, schöne Dianora!

Diano-

Dianora. (Schelnd) Mich wird die Erinnerung an Euch nicht unglücklich machen.

Leonardo. Das glaube ich. — Lebt wohl, reiset glücklich.

Er gieng, und Dianora war ärgerlich, daß er gieng, ohne daß sie sich einen Grund angeben konnte. Leonard's Weggang verstimmte sie so sehr, daß sie gegen ihre Begleiter ganz einsüßig wurde.

Die Reise gieng weiter, und gegen Sonnenuntergang erreichte die Gesellschaft die einsame Wohnung eines Einsiedlers.

Einsiedler. Seyd willkommen bey meiner friedlichen Klause!

Dianora. Guten Abend, ehrwürdiger Alter!

Einsiedler. Meine Hütte ist klein, ihr seyd eurer drey, und habt Maulthiere. Ich habe nur ein einziges Strohlager, und darauf liegt ein Verwundeter.

Dianora. Ein Verwundeter?

Einsiedler. Räuber haben ihn angefaßen und beraubt. Verwundet hat er sich bis hieber geschleppt,

schleppt. Ich habe seine Wunden verbunden und habe ihm mein Lager eingeräumt.

Dianora. Wer ist der Verwundete?

Einsiedler. Wer er ist, darnach frage ich nicht. Ich sehe, daß er ein Mensch ist, und mehr brauche ich nicht zu wissen.

Dianora. Wir werden aber doch hier übernachten müssen.

Einsiedler. Wenn Ihr wollt. So gut es geht. Der Himmel deckt uns alle. Mein Stübchen ist klein, mein Kämmerlein ist enge. Wir müssen uns zusammen drücken, und die Maulthiere binden wir im Freyen an. — Lebensmittel führt ihr doch bey euch?

Paul. O ja! damit sind wir wohl versehen.

Einsiedler. Bey mir findet ihr nur Brod, Kräuter und Wasser, etwas Holz und viel guten Willen.

Dianora. Habt Ihr Euch freywillig und selbst in diese Einöde verbannt?

Einsiedler. Selbst und freywillig.

Diano.

Dianora. So werdet Ihr auch zufrieden
seyn?

Einsiedler. Dahn haben es die Menschen
gebracht. — Aber was treibt Euch in diese
Einöde?

Dianora. Reiselust.

Einsiedler. Nun! hier wird. Sie euch bald
vergehen. Je tiefer ihr in die Sierra hinein
kommt, je mehr werdet ihr Schwierigkeiten fin-
den, und je stärker werdet ihr euch aus dersel-
ben heraus sehnen.

Indem kam Rosette aus der Einsideley her-
aus und auf ihre Frau zugesprungen.

Rosette. Sennora!

Dianora. Was hast du?

Rosette. Ach! — Der Verwundete ist
— Es ist Leonardo.

Dianora. Leonardo?

Rosette. Er selbst.

Paul. Mein Gott!

Dianora. Warum blieb er nicht bey uns?

Sie

Sie eilten in das Stübchen und überzeugten sich selbst von der Wahrheit von Rosetteus Aussage.

Dianora. Señor Leonardo!

Leonardo. Ach! seyd Ihr es, schöne Señora?

Dianora. Euer Eigensinn —

Leonardo. Beklage ihn und mich.

Dianora. Euer Zustand geht mir zu Herzen. — Sind Eure Wunden gefährlich?

Leonardo. Mehr unbedeutend, als gefährlich. — Aber, ach! die Räuber haben mir alles genommen.

Dianora. Sie haben Euch gezwungen mein Schuldner zu werden. Ist Euch das unangenehm?

Leonardo. Ich kann Euch nie wieder bezahlen. Ich will und kann also Euer Schuldner nicht werden.

Dianora. Wie eigensinnig Ihr seyd! Ich bin es aber auch. Ihr sollt und müßt mir

Dank

Dank schuldig seyn. — Ich will mich schon bezahlen machen.

Leonardo. Wie? womit? wie wollt Ihr das anfangen?

Sie wartete diese Fragen nicht ab, verließ das Stübchen, und machte mit Rosetten Wirthschaft in der Einsiedeley. — Bald war ein kleines Mahl bereitet. Man setzte sich zu Tische, und der Einsiedler war ein geselliger Gast.

Das Nachtlager wurde genommen, so gut es zu finden war.

Den folgenden Morgen erklärte Dianora dem Einsiedler, daß sie nicht eher von dannen gehen werde, bis Leonardo die Reise mit ihr machen könne. Dazu gehörten einige Tage Zeit. — Es mußte Proviant herbey geschafft werden. Paul und der Einsiedler zogen mit den Rauhhirten einige Meilen weit nach einem Dorfe, wo sie Lebensmittel einkaufen wollten, und die Weiber blieben bey Leonardo.

Es kam die Zeit des Verbandes seiner Wunden. Dianora erklärte ihm, daß sie und Rosette

in Abwesenheit des Einsteblers diese Besorgung über sich nehmen würden. Leonardo ließ sich das gefallen, und dankte Dianoren mit einem Handkusse für ihre Mithwaltung.

Leonardo. Meine Wunden werden unter den Händen eines solchen Arztes weit schneller heilen.

Dianora. Die Dichter sind galant. Das weiß ich schon. Aber, man pflegt gemeinlich an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Leonardo. Ich wage es nicht, um einiger gemachten Reime willen mich einen Dichter zu nennen; ich bin keiner, und bin aufrichtig.

Dianora. Erzählt mir doch Eure Geschichte.

Leonardo. Ich bin der Sohn eines Rechtsgelehrten in Sevilla, ich studirte zu Salamanca, und liebte dort zärtlich ein Mädchen, das mir auch Liebe versprach, und mich betrog. Ich bekam Handel mit meinem Rival, ließ ihn nieder, und floh. — Meine Geschichte ist sehr alltäglich. Aber die Eurige?

Dianora. Ich bin die Tochter eines Kaufmanns zu Madrid, und wurde sehr jung an-
 91
 nen

von einem Mann verheuratet. Als dieser starb, machte ich mein kleines Erbtheil zusammen, und gieng in die Welt, mir etwas mit Sang und Saitenspiel zu verdienen.

Leonardo. In der That, Sennora! Ihr habt — soll ich es sagen?

Dianora. Nur heraus damit!

Leonardo. Ihr habt sehr leichtsinnig gehandelt. Hättet Ihr Euch wieder verheuratet —

Dianora. Das will ich wohl thun; aber ich muß erst einen Mann finden, der mir gefällt.

Sie redete nicht weiter fort, und Leonardo schweig auch. — Er schien schlummern zu wollen, und sie verließ ihn.

Vor dem Hause kam Rosette zu ihr.

Rosette. Sennora! ich hätte Euch einen Vorschlag zu thun.

Dianora. Laß ihn hören!

Rosette. Behaltet Leonardo in Euerem Diensten.

Dianora. Meinst du?

2

Rosette

Rosette. Ich muß es gestehen, er gefällt mir, und —

Dianora. So? — Leonardo soll dir nicht gefallen.

Rosette. Ey! warum nicht?

Dianora. Weil er mir gefällt.

Rosette. Er ist ja kein Edelmann.

Dianora. Das ist das Leichteste was er werden kann. — Ich hätte wohl Lust, es einmal mit dem Schicksal aufzunehmen und einen armen Teufel glücklich zu machen.

Rosette. Daran würdet Ihr sehr wohl thun. Aber: das Vorurtheil —?

Dianora. Als ob ich nach Vorurtheilen zu fragen pflegte!

Rosette. So wilst also wohl unsere Reise bald geendiget seyn?

Dianora. Nein! Leonardo muß erst geprüft werden. Hält er die Probe nicht aus, dann will ich ihn dir überlassen. Bis dahin aber braucht er dir gar nicht zu gefallen, oder — wir trennen uns.

Lebensmittel waren herbeygeschafft worden, und die Einsiedeley wurde in eine Herberge verwandelt. Der Besizer hatte nichts dagegen, und die Gäste drückten sich zusammen, so gut sie konnten. Es war unvermeidlich, Leonard und Dianora mußten sich immer näher kommen, und es war bey dieser Annäherung nur im Stillen noch die Frage: wer wohl von beyden bey dem Spiele für die Zukunft gewinnen oder verlieren möchte?

Paul unterstand sich, seiner Gebieterin ein wenig seine Meinung frey heraus zu sagen, und ihm wurde bey Androhung des Abschieds Stillschweigen auferlegt. Rosette vertraute sich Leonard gar nicht recht mehr anzusehen, und der Einsiedler schien Betrachtungen anzustellen.

Leonardo war nun wieder hergestellt, und man sprach von der Abreise. Der Einsiedler schen sie selbst zu betreiben, um wieder Herr in seiner Wohnung zu werden. — Zwischen Leon-

ardo und der Gräfin mußte es zu einer Enderklä-
rung kommen. Und dazu kam es auch.

Er. Sennora! Euer großmüthiges Anerb-
then mich zu unterstützen —

Sie. Wie könnt Ihr auch noch davon spre-
chen? Ihr reiset in meiner Gesellschaft.

Er. Erlaubt mir aber die Bedingung: Euch
an dem ersten Orte, wo ich Handgeld bekomme,
die für mich ausgelegten Reisekosten wieder erstat-
ten zu dürfen.

Sie. Bleibt Ihr denn dabey, nach Indien
zu gehen?

Er. Was soll ich sonst thun?

Sie. Ich meine, Ihr könntet es Euch wohl
gefallen lassen, mit mir Portugal zu durchreisen.

Er. Und dann?

Sie. Dann — Ja! dann könntet Ihr im-
mer noch nach Indien gehen.

Er. Wenn ich mich von Euch trennen soll,
Sennora! könnte das wohl am leichtesten jetzt
geschehen.

Sie. Das sehe ich nicht ein.

Er.

Er. Ich empfinde es.

Sie. Je nun! —

Er. Sagt mir: in welcher Eigenschaft soll ich mit Euch leben?

Sie. Als mein Begleiter.

Er. Um mich von Euch ernähren zu lassen, ohne an Wiedererlos und Vergeltung denken zu können?

Sie. Euer Eigennutz wird mir mahnen ganzen Plan verderben.

Er. Habt Ihr doch desselben noch mit keinem Worte erwähnt.

Sie. Ich habe ihn so ganz im Stillen gemacht. Ich habe noch eine reiche Tante zu beerben, und könnte Euch, nach ihrem Tode, wohl für die Gefälligkeit belohnen, bis dahin mein Begleiter und Beschützer gewesen zu seyn. Zeit nach Indien zu gehen, bleibt Euch dann immer noch übrig. — Ihr wollt also nicht mit mir gehen?

Er. Das wohl, aber — Ich bitte Euch! bedenkt, was ich wage —

Sie. Wage?

Er. Und wie sehr ich mich vielleicht in Euch, wohl gar in mir selbst, irren kann.

Sie. Ich verstehe Euch nicht.

Er. Ihr seyd schön. Wohin wir kommen, werdet Ihr allen gefallen die Euch sprechen und sehen. Die Kunst, die Ihr treibt — verlangt gesehen zu werden, und ich —

Sie. (lächelnd) Ihr würdet eifersüchtig werden; wenn ich gefiele?

Er. (rasch) Ja, das würde ich werden!

Sie. Hättet Ihr ein Recht dazu?

Er. Nein. — Noch nicht. — Aber —

Sie. Ich verstehe Euch. — Es wird besser seyn, wir reisen nicht zusammen.

Er. Wenigstens für mich, wird es besser seyn.

Sie. Ich sehe alles ein. — Aber die Sierra durchheissen wir doch zusammen?

Er. Wie Ihr wollt.

Sie. Und dann trennen wir uns.

Er. So sey es.

Hierauf giengen sie von einander und machten Anstalten zu ihrer Abreise.

Den

Den folgenden Tag waren sie wieder auf dem Wege, und zogen einige Tage ohne Abenteuer weiter.

Dianora fieng an oft einen bedeutenden Blickwechsel zwischen Leonardo und Rosetten zu bemerken. Sie wurde aufmerksam. Rosettens Betragen schien ihr eine engere Bekanntschaft mit Leonardo zu verrathen. Dianora stellte sich, sie genauer beobachten zu können, ganz argwohnlos, und hoffte sie um so sicherer, gewiß zu fangen. Innerlich aber war sie nicht so gelassen und ruhig, als sie es scheinen wollte. Der Verdacht war, daß sie sich so gar in dieser Angelegenheit an Paul wendete.

Dianora. Paul! bemerkst du nicht Spuren eines Verständnisses zwischen Leonardo und Rosetten?

Paul. Um! man kann sich irren.

Dianora. Also — doch etwas bemerkt?

Paul. Je nun! — Ich habe nichts dagegen.

Dianora. Ich bin dabey auch nicht weiter interessirt, aber —

Paul.

Paul. Ihr seht's nicht gern? — Ich will Rosetten deshalb vornehmen, und will —

Dianora. Nein!

Paul. Nun, so lassen wir sie gehen!

Die Gräfin mochte nicht weiter sprechen. Paul gleng fort, und ließ sie ziemlich ärgerlich, allein zurück.

„Wie? — sprach sie bey sich selbst, — Wie ist das? Liebe ich denn diesen Menschen wirklich? bin ich eifersüchtig?“

Sie that diese Fragen an sich selbst, und ließ sie unbeantwortet.

Alfajets wurde paffirt, und sie kamen in Guarda an.

„Wollt Ihr hier, Sennora! — fragte Leonardo, — von Euren Kunsttalenten Gebrauch machen?“

„Das versteht sich,“ — war ihre Antwort.

Leonardo sorgte nun für die Ausbreitung der Nachricht: Es sey eine fremde Sängetin in Guarda

arda angekommen, und mache dies dem sangliebenden Publikum bekannt.

Den folgenden Tag erschien ein Page.

„Der Graf Abedos — begann er, — wünscht diesen Abend, weil er eben starke Gesellschaft hat, von Euch, Sennora! unterhalten zu seyn. Ihr sollt bey ihm spielen und singen.“

Dianora wurde bey diesem Antrage fennerroth. Sie schlug die Augen nieder und stammelte:

„Ich bin heisch — und habe bestiges Kopfweh!“

Den Tag darauf erhielt sie eine ähnliche Einladung. Sie entschuldigte sich auf die nämliche Art, und wurde sehr ärgerlich.

Den dritten Tag, des Abends spät, gabs viel Lärm im Hause. — Drey junge Edelleute hatten etliche Jäger über den Dürst gethan, taumelten in den Gasthof, und verlangten die fremde Sängerin zu sehen. Sie traten unangemeldet in ihr Zimmer, und da eine dieser Herrn rufte der bestürzten Gräfin zu:

„Sing Nachtigal! Hier sind zwey Goldstücke.“

„Sing,

„Sing, sing, schöner Vogel!“ — schrie der Andere.

„Sing, schöner Engel!“ — akkompagnirte der Dritte.

Dianora, hochbeleidiget, sprang auf und wollte das Zimmer verlassen. Der eine hielt sie zurück:

„Zum Teufel! — schrie er, — was soll das heißen? Wir wollen ja bezahlen. Frisch, frisch! eine Romanze oder so etwas gesungen.“

„Ja, Engelchen! — sagte der Andere, — du sollst gut bezahlt werden, sing nur.“

Daher kneypte er sie in die Backen, und der Dritte war gar so frey, einen weit freyern Griff zu wagen. Dianora stieß ihn wüthend zurück.

„Nun? böses Käzchen! — schrie der Gefohrens, — wozu diese Umstände? Du wärst doch wohl nicht die erste reisende Sängerin, die mir weit mehr erlaubt hat. — Wollen wir aber erst handeln? Wohlau! ich bin's zufrieden.“

„Ich bin des Todes!“ — schrie Dianora und sank auf die Estrada.

„Gotta!

„Holla! — schrie jener, — eine Theater-
ohnmacht, die man benutzen muß.“

„Wir verstehen dich, spröde Sängerin!“ —
rufte der Andere aus.

„Wuth! Wuth! Antonio!“ — sauchzte der
Dritte.

Dianora schrie mit bebender Stimme nach
Hülfe, und Leonardo trat sogleich in das Zimmer.

„Aha! — schrie einer der lustigen Fanten, —
wollt gewöhnlich, auch ein Herr Bruder hier? Gu-
ten Abend, ehrlicher Purich! — Nimmst du das
Geld ein?“

„Was treibt Ihr hier?“ — fragte Leonardo
ganz gelassen.

„So viel Spas, als deine Schwester haben
will. Aber wir bezahlen fürstlich, denn wir
schätzen die Talente.“

„Sogleich treffe die Thür!“

„Was sagt der Herr?“

„Ich wiederhole es bey Gott! nicht zum drei-
tenmal. — Treffe die Thür!“

„Wie?“

It

Leonardo

Leonardo ergriff den nächsten an der Thür, und warf ihn aus dem Zimmer auf den Saal. Die andern stüßten. Er zog den Degen. Die Herren nahmen gute Nacht, und gingen.

Leonardo gieng stillschweigend im Zimmer auf und ab. Dianora erholte sich nach und nach wieder.

Sie. Was sagt Ihr dazu?

Er. Habt Ihr dergleichen Ausfälle noch nie erlebt?

Sie. Noch nie.

Er. Da habt Ihr Glück gehabt. Eine reisende Dame von Eurer Profession —

Sie. Leonardo!

Er. — ist solchen Zudrinalichkeiten ewig ausgesetzt, und kann dergleichen Ausfälle nicht sonderbar finden. Wenn die Kunst auf Reisen geht, kömmt ihr die Unverschämtheit allenthalben entgegen.

Sie. Ach Leonardo! ich bin —

Er. Erschrocken? Das glaube ich,

Sie. Ich habe nicht geglaubt —

Er.

Er. Daß ich Müth genug hätte, Euch zu beschützen? — Ihr habt es erfahren.

Sie. Leonardo! ich wünschte —

Er. Daß ich mich nun nicht vor Euch errennen müßte? — Es kann aber nicht anders seyn. Dergleichen Handel würde es oft geben, und ich bin kein Freund von Handeln, die über Weiber von Euerem Verhältniß herkommen.

Sie. Leonardo! — Ihr kennt mich nicht.

Er. Nicht lange, wollt Ihr sagen. — Habt Ihr nicht so eben erfahren, welche Façon man mit Euch, als Sängerin, machte?

Sie. Um! — Freilich wohl nur den die, die Ihr mit meiner Kammerjungfer machen werdet.

Er. Wie Rosetten? Da ha ha!

Sie. Wähnt Ihr, ich sey blind?

Er. Bey so schönen Augen ist man nicht leicht blind.

Sie. Ihr treibts mit Rosetten! — Ihr habt keine Augen für —

Er. Für? —

Sie. Nichts.

Er. Ihr Witzes habe ich freilich keine Augen;

Sie. Sagen Sie mir, worüber seyd Ihr mit Rosetten einverstanden?

Er. Daß wir Euch viel Verdienst wünschen.

Sie. Glender! was glaubt Ihr von mir?

Er. Mehr, als Ihr meint.

Sie. Wißt Ihr, wer ich bin?

Er. Die Sängerin Dianora.

Sie. Dianora bin ich, aber keine felle Sängerin.

Er. Gräfin Esternos!

Sie. Wie wißt Ihr meinen Namen?

Er. Könnt Ihr einem Eurer zärtlichsten Liebhaber einen frommen Betrag verzeihen?

Sie. Was sagt Ihr? — Kennt Ihr mich?

Er. Ob ich Euch kenne? fragt Rosetten, fragt Eure Freundin Gabriele. O! ich habe Euch geliebt, ich liebe Euch noch, wie kein Mensch Euch wieder lieben wird. Ich wagte es nicht, mich Euch zu nahen. Arm und ohne Verdienste mußte Leonardo, der jüngste Sohn eines zwar alten, adelichen, aber nicht reichen Hauses, ja doch immer unbemerkt bleiben, und deshalb wagte ich es nicht, Euch je unter die Augen zu treten. Gabriele.

betreten machte ich zu meiner Vertrauten. Sie spürte meiner Leidenschaft. —

Sie. Was gieng das Ihr an?

Er. Sie lachte mich Armen aus, und nahm mit alle Hoffnung. — Ich war in Verzweiflung. In einer Gesellschaft erzählte Gabriele Guern Entschluß, als Harfenspielerin zu reisen, begleitete die Erzählung mit lächerlichen Anmerkungen, und gab Euch dem allgemeinen Gelächter der ganzen Gesellschaft preis.

Sie. Die Falsche!

Er. Ich zitterte für Euch, sah alle Unannehmlichkeiten voraus, die Euch begegnen konnten, packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen und folgte Euch, fest entschlossen, Euch gegen alle Zudringlichkeiten fader Becken, gegen alle Gottissen der feinen Herren, gegen jede Gewaltthätigkeit, selbst mit Gefahr meines Lebens, zu vertheidigen. — Rosette und Paul wußten um meinen Plan. —

Sie. Wie?

Er. Ich konnte vielleicht einmal Handel über Euch bekommen, die sich nur mit meinem Leben
 endig.

schuldigten, und Ihr solltet doch wissen, daß es einen Menschen gab, der Euch so zärtlich liebte, daß er bereit war, sein Leben für Euch zu lassen.
— Vergebt mir, Gräfin! — vergebt mir meinen Betrug.

Sie. Edler Jüngling! Ich sehe ein, was ich vorher nicht einsah. — Ich fühle den Werth deiner Aufopferung ganz. Ich will sie mit Gegebenvertrauen belohnen. — Ich liebe dich.

Er. Dianora!

Sie. Ich liebe dich, als ich dich erblickte.
— Warum komst du mir nicht eher vor die Augen?

Er. Dianora hat es schon gehört. — So, stehe ich wohl noch besser? (breitet seine Arme aus)
Theuerste Dianora!

Sie (drückt in seine Arme) Auf ewig in deinem Schutze, und deinem Herzen so nahe, wie jetzt.
— Morgen fort nach Spanien, auf meine Güter!

Er. Und morgen dein Gemal?

Sie. Morgen mein Gemal!

Rebacked S. Holliday
6/05



